



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

7179
00

WIDENER



HN NX9R 3



007179.00

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



FROM THE BEQUEST OF
THOMAS WREN WARD

Treasurer of Harvard College
1830-1842

Bibl. Apoc. u. Ethnol. Mus.

Dr. A. H. Meyer

Nr. _____

SAMOA.

DAS LAND • DIE LEUTE • DIE MISSION •

VON

D. G. KURZE



BERLIN 1900

MARTIN WARNECK

Samoa.

Das Land, die Leute und die Mission.

Von

D. theol. G. Kurze,
Pfarrer in Bornshain (S.-A.)



Berlin.
Verlag von Martin Warnack.
1900.

✓ Oc 7179.00



Ward fund

321
20
10
20
20
11
3
1

Vorwort.

7/2

Es ist wohl kaum eine Woche in diesem nunmehr zu Ende gehenden Jahre verfloßen, in der nicht der Name des kleinen Südsee-Inselreiches Samoa in den Spalten der politischen und kolonialen Presse unseres Vaterlandes aufgetaucht wäre. Seitdem deutscher Unternehmungsgeist auf jenen Inseln festen Fuß gefaßt hat, ist von Jahr zu Jahr der Wunsch immer dringender geworden, dieselben unter den Schutz der Reichsflagge zu stellen und damit dem sonst so gesegneten, aber von Parteikämpfen tief zerrütteten Lande einen dauernden Frieden zu schenken. Die politische Eifersucht Englands und Amerikas, die noch in den jüngsten Kämpfen auf Samoa in so greller Weise zu Tage getreten ist, hat lange Zeit die Erfüllung eines solchen Wunsches vereitelt, bis es endlich in diesen Tagen durch einen Vortrag mit jenen beiden Mächten gelungen ist, die beiden Hauptinseln der Gruppe für Deutschland zu erwerben. Leider hat die Unsicherheit, die bisher über der Gestaltung der Geschichte jenes Inselreiches schwebte, auch tief schädigend in das Volksleben und in die Entwicklung der christlichen Samoaner eingegriffen. Politische Voreingenommenheit und Unkenntnis der Geschichte der Christianisierung der eingeborenen Bevölkerung des Samoa-Archipels haben in einem Teile der deutschen Presse dazugeführt, irrige Anschauungen über den Stand und den Wert der dortigen christlichen Kultur in Umlauf zu setzen. Der Wunsch nun, derartigen Verzerrungen gegenüber ein möglichst getreues Bild von Licht und Schatten in den Samoaner Christengemeinden zu geben, hat mich bewogen, diese Blätter, welche die Samoaner in ihrer heidnischen und in ihrer christlichen Periode zu schildern versuchen, hinausgehen zu lassen. Mögen sie dazu beitragen, einem gerechteren Urteile über jenes in den letzten Jahrzehnten so schwer heimgesuchte Volk zum Siege zu verhelfen.

Bornshain, im November 1899.

D. G. Kurr.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Kapitel. Eine Rundfahrt durch den Samoa-Archipel	1
II. „ Die Götter der alten Samoaner. Opfergebräuche	4
III. „ Die samoanische Küche und Gastfreundschaft	11
IV. „ Die Landestracht der Samoaner	15
V. „ Kindheitstage und Jugendzeit des Samoaners. Tätowierungs- gebräuche	17
VI. „ Hochzeit und Ehe. Dorfjungfrauen	21
VII. „ Krankheit und Sterben. Das Totenreich	27
VIII. „ Die Kriegsführung in alten Zeiten	31
IX. „ Vergnügungen und Lustbarkeiten	35
X. „ Das Haus des Samoaners	43
XI. „ Der Einzug des Evangeliums in Samoa	46
XII. „ John Williams zweite Missionsreise nach Samoa	51
XIII. „ Weiße und braune Litgenpropheten	72
XIV. „ Die Christianisierung Samoas durch die Londoner Mission	77
XV. „ Ein Besuch im Missionsseminar zu Malua	82
XVI. „ Die Organisation der Londoner Missionsgemeinden	89
XVII. „ Andere Missionen im Samoa-Archipel	93
XVIII. „ Licht und Schatten in den samoanischen Christengemeinden	100

I. Kapitel.

Eine Rundfahrt durch den Samoa-Archipel.

Wenn man die mannigfachen Stimmen der Südsereisenden und Missionare, welche einen Hymnus auf die Naturschönheiten der über die weite Wassermüste des Stillen Ozeans zerstreuten Inselwelt anstimmen, an seinem Ohr vorüber rauschen läßt, so dünkt es einen, schwer zu entscheiden, welcher von jenen Inselgruppen der Preis der Schönheit gebührt. Uns scheinen, wenn nicht die meisten, so doch die gewichtigsten Stimmen die Palme dem in Mittelpolynesien — zwischen dem $172^{\circ} 45'$ und $168^{\circ} 9'$ westlicher Länge und $13^{\circ} 31'$ und $14^{\circ} 32'$ südlicher Breite — von Westnordwest nach Ost Südost sich erstreckenden Samoa-Archipel zuzusprechen.

Nacht der Seefahrer zur Abendzeit oder bei funkelndem Sternenlicht jenen palmenumsäumten Gestaden, so trägt ihm der Landwind auf seinen weichen Fittichen schon aus mehrstündiger Entfernung duftende Grüße der tropischen Pflanzenwelt zu. Anschaulich hat Jung („Der Weltteil Australien“) den Eindruck geschildert, den der Reisende empfängt, wenn er zur Tageszeit sich der Samoa-Gruppe nähert. „Von einer gewissen Entfernung aus gesehen, gleichen die Inseln einer langen Reihe von Bergen, deren kugelförmige Gipfel eine Höhe von 1300 m nirgends übersteigen. Kommt man näher, so erblickt man die malerischen Linien und Höhen der einzelnen Berge mit tiefen Einschnitten und sanften Abhängen, deren Seiten vom Gipfel bis zum Meer mit reicher Vegetation bedeckt sind. Auch die sich daran anschließenden welligen Ebenen, wogend in immergrünem Smaragdgrüne, entzücken die Blicke nicht minder als jene erhabenen Dome, besonders wenn das Bild in duftiger Morgenfrische lachend vor dem Beschauer liegt. Hier und dort durchbrechen Zeichen beginnender Kultur, majestätische Kokoswaldungen, Baumwollpflanzungen, Bananensfelder, die weniger nutzbringende ursprüngliche Vegetation.

Überall ist die Bewässerung reichlich; auf Savaii freilich absorbiert der poröse Luffboden höher gelegener Gebiete die Niederschläge bergestalt, daß

sie erst am Meeresrande in klaren Quellen wieder zu Tage treten. Aber auch der größte Teil von Savaii ist, wie alle übrigen Inseln aufs beste bewässert. Überall fließen von den dicht mit schwerem Holz bestandenen Bergen zahlreiche Bäche dem Meere zu, hier von hoher Felsenkante in den Abgrund stürzend, dort sich hinter dichtem Vorhang von dunkelgrünem Laub verlierend, um dann, wieder ins Sonnenlicht tretend, in ruhiger Klarheit dahinzufließen. Unterirdische Flüsse verfolgen brausend ihren Lauf durch verborgene Höhlen vulkanischen Gesteins, brechen an tieferer Stelle rauschend hervor und eilen geschäftig den stillen grünen Lagunen zu, über welche die Boote der Küstenbewohner hingleiten, deren Dörfer hier und dort am Rande verstreut sind.“

Beginnen wir unsere Rundfahrt durch den Archipel mit einem Besuch der westlichen Insel Savaii, die 17 Stunden in der Länge, 10 Stunden in der Breite mißt und einen Flächengehalt von 1687 □km hat. Nur an vereinzelten Stellen im Norden und Osten ist die Küste von einem Riff geschützt; dagegen fällt besonders die Südküste schroff mit ihren Lavamauern ab, welche die dommernde Brandung in Jahrhunderte langer Arbeit benagt und teilweise in so sonderbarer Weise unterminiert hat, daß das Meer durch die Felsklamine förmliche Fontänen in die Luft entsendet.

Mit verschwindenden Ausnahmen liegen die Ansiedelungen der Eingeborenen längs des Strandes. Fahren wir an der Nordküste entlang, so fällt uns besonders Matautu als größere Ortschaft und Missionsstation mit mehreren Kirchen in die Augen; hier ist auch der einzige sichere Ankerplatz auf der ganzen Insel. Ausnehmend stark ist die Ostküste bevölkert, wo Safotulafai liegt, das ehemals die Residenz der angesehensten Häuptlinge war. Die Berge im Innern, erloschene Vulkane, machen einen großartigen Eindruck. Ihre Gipfel sind oft in einen rötlichen Nebel gehüllt, was ihnen vereint mit der dunklen Waldbedecke ein düsteres Aussehen verleiht. Das von dichtem Urwald bedeckte Innere Savaiis ist so gut wie unbewohnt.

Nähern wir uns in südöstlicher Richtung der Meeresstraße, die Savaii von der nächsten größeren Insel Upolu trennt, so grüßen uns zur Rechten zwei kleine Gilande Apolima (5 □km) und Manono (8 □km). Das letztere hat trotz seiner Kleinheit bis in die jüngste Periode die wichtigste Rolle in der Geschichte Samoas gespielt; denn es war das politische Centrum der ganzen Gruppe. Manono ist von demselben Riff eingeschlossen, das den größten Teil der Insel Upolu umzieht, und gleicht infolge seines sorgfältigen Anbaues von Kulturgewächsen einem Garten. Daß Manono früher

eine solche Suprematie über die anderen weit größeren und volkreicheren Inseln ausübte, hatte es der Nähe Apolimas zu verdanken, das man mit einer gewissen Verechtigung das „Gibraltar Samoas“ genannt hat. Sein Name „hohle Hand“ ist sehr bezeichnend für das alte Kraterbecken, das sich bis zu 144 m erhebt und nur nach Norden zu eine schmale Einsturzstelle hat, durch welche eine enge, leicht zu sperrende Bootpassage in das Innere hineinführt. Die von der Brandung umtobten steil abfallenden äußeren Felswände lassen nicht ahnen, daß auf der Innenseite die sanfter geneigten Wandungen Platz für ein Dorf und Fruchthaine bieten. In diese natürliche Festung zogen sich in den Zeiten der Not die Leute von Manono zurück, um zu gelegener Zeit von dort aus wieder die Offensive zu ergreifen.

Die zweitgrößte und fruchtbarste Insel der ganzen Gruppe ist das 16 Stunden lange und 6 Stunden breite Upolu (860 □km). An der fruchtbaren Landschaft Mana entlang fahrend, aus welcher sich im Innern der ausgebrannte und mit dichter Vegetation umkleidete Vulkan Tafua erhebt, können wir unsere Augen an den zahlreichen Küstendörfern weiden, welche meist auf vorspringenden Landzungen liegen und von üppigen Pflanzungen und Kokoshainen umgeben sind. Ungefähr in der Mitte der Nordküste läßt uns der von zwei halbmondförmigen Rissen gebildete Hafen Apia, des belebten Hauptortes des Archipels mit seinen stattlichen Kirchen, Missionshäusern und den schmucken Wohnungen der Konsuln, Kaufleute und Ansiedler, zur Rast ein. Auf unserer Weiterfahrt gen Osten berühren wir den von Deutschland als Kohlenstation erworbenen sicheren Hafen Saluafata und erfreuen uns des herrlichen Schauspiels, das uns die bewaldete Centralkette Upolus mit ihren gleich Silberfäden erglänzenden Wasserfällen bietet.

Schon tauchen indes am östlichen Horizonte die Waldberge der wildromantischen Insel Tutuila auf; sie ist 7 Stunden lang und 2 Stunden breit mit einem Flächeninhalt von 133 □km. Der Naturforscher Dr. Graeffe widmet ihr die charakteristischen Worte: „Gipfel an Gipfel dem blauen Ocean entsteigend, reihen sich die Berge zu einer Mauer, die trotz ihrer Schroffheit mit grüner Vegetation bedeckt ist und erst an der Küste schwarze Klippen und Felswände zeigt, gegen welche die mächtigsten Wogen der Südfsee schlagen. Von Zeit zu Zeit aber öffnen sich die Felswände und es kommen versteckt dahinter stille Buchten zum Vorschein, kraterartige Aushöhungen, in deren Hintergrund auf schmalem Berggestirne die Palmenwäldchen und die von Brotfruchtbäumen beschatteten Hütten der Tutuilaner stehen.“

Auf der Südseite dieser Insel liegt der herrliche, einem Stinensee gleichende Hafen von Pangopango, den sich die Amerikaner als Marinestation gesichert haben.

Den Abschluß des Archipels bilden, wenn wir von dem unbewohnten Lagunenriff Rosa absehen, im Osten die zur Manuagruppe vereinigten drei Inseln Tau (53 □km), Olofenga (15 □km) und Ofu (23 □km). Die erstere ist ein einziger etwa 1000 m hoher Berg, dessen Abhänge bebaut sind und mehrere Ansiedlungen tragen.

Die 35 000 Samoaner, welche die Ureinwohner des Archipels bilden, sind ein schöner Menschengeschlag von hellolivbrauner Hautfarbe; die Männer schlank, stark und kühn, mit schwarzem, lockigem Haar, dunklen Augen und intelligenten, ansprechenden Gesichtszügen. Die Nase ist allerdings nach europäischen Schönheitsbegriffen zu breit, der Mund zu voll, auch stehen die Backenknochen etwas hervor. Die Frauen sind wegen ihrer stämmigen, untersehten Figur weniger schön als die Männer; doch findet man unter der Jugend manches hübsche Gesicht, welches durch den Ausdruck von Schamhaftigkeit noch angenehmer wird.

Sehr angenehm berührt den Europäer gleichfalls die allen Ständen und Altersklassen des Volkes zur zweiten Natur gewordene große körperliche Reinlichkeit. Wir geben in den folgenden Kapiteln eine Schilderung des Volkes nach seinen Sitten und Gebräuchen, wobei wir absichtlich die Zustände in der alten heidnischen Zeit eingehender behandeln, damit die durch die Mission geschaffene Umwandlung der Verhältnisse besser ins Licht tritt.

II. Kapitel.

Die Götter der alten Samoaner. Opfergebräuche.

Die Zahl der Götter oder „Aitu“, denen die alten Samoaner in ihrer heidnischen Periode Verehrung erwiesen, war eine schier endlose. Das ganze Heer derselben war in fünf Abteilungen gruppiert; man unterschied nämlich Gottheiten, denen der Einzelne, ferner solche, denen die Familie, die ganze Ortschaft, ein bestimmter Distrikt und endlich das ganze Volk geweiht war. Die Zahl der Priester war ebenfalls eine ungewöhnlich große; denn neben denen, die von Jugend auf für diesen Beruf bestimmt waren, versah jedes Familienoberhaupt in seinem kleinen Kreise *ex officio* das Priesteramt.

Von zartester Kindheit an stand der Samoaner unter der besonderen Obhut irgend eines Gottes, der gleichsam als sein Privat- oder Schutzgott

galt. War die Stunde nahe, wo im alten Samoa ein kleiner Erdbürger das Licht der Welt erblicken sollte, so wurden nacheinander verschiedene Aitus um Hilfe und Beistand angerufen und diejenige Gottheit, deren Name im Augenblick der Geburt des Kindes gerade genannt wurde, galt fortan als Schutzgottheit des Neugeborenen, die über seinen Geschicken bis zu seinem letzten Lebensstage wachte. Man glaubte allgemein, daß diese „privaten“ Götter in irgend einem sichtbaren Gegenstande ihren Wohnsitz aufschlugen; natürlich wurde eine solche Verkörperung des Gottes von dem betreffenden Schutzbefohlenen in höchsten Ehren gehalten, während andere, die zu dem Gotte in keinem Pietätsverhältnisse standen, ungestraft ihre Laune an dem Gegenstande auslassen konnten. Die Gottheiten waren in Bezug auf die Wohnstätten, die sie sich aussuchten, nicht eben sehr wählerisch. Der eine Gott schlug seinen Wohnsitz im linken Flügel einer Taube auf, ein anderer im Schwanz eines Hundes, oder im rechten Vorderbein eines Schweines; andere Gottheiten wiederum bevorzugten als sichtbare Hülle eine Kokusnuß, eine Banane, einen Tümmler, einen Aal und andere, oft sehr außergewöhnliche Dinge. Für den Samoaner, dessen Schutzgott in einem solchen Gegenstande wohnte, war letzterer ein Nährmichnichtan; es war dies oft recht unbequem, wenn beispielsweise der Gott als Inkarnation ein beliebtes Nahrungsmittel sich auserkoren hatte. So galt es für eine Todsünde, wenn ein Samoaner, dessen Schutzgott seinen Wohnsitz in der Taube aufgeschlagen hatte, auch nur das Geringste von einem solchen Tiere aß; nicht einmal an einer Taubenseber hätte er sich zu vergreifen gewagt.

Ein anderer wiederum, dessen Gott nicht verschmäht hatte, in einem Hunde zu wohnen, mußte für seine ganze Lebenszeit auf die — für die Geschmacksnerven der alten Samoaner — große Delikatesse eines Hundebrotens verzichten, während sich seine nächsten Nachbarn nach Herzenslust an dem leckeren Gerichte erlaben durften. Auch wenn der häßlichste Rädler ihm zähnefletschend in den Weg trat oder seinen nachlässigen Schlummer mit langgezogenem Geheul störte, nie hätte er es gewagt, seine Hand oder einen Stein gegen das Tier zu erheben. Dem Eingeborenen, dessen Schutzgott fatalerweise die Kokusnuß zu seiner Residenz ausersehen hatte, war der in den Tropen doppelt geschätzte Genuß, den Durst in frischer Kokosmilch löschen zu können, für alle Zeiten versagt. Sicherer Tod drohte dem Frevler, der sich an der Verkörperung seines Schutzgottes vergriß; keine Sühne konnte die rächende Hand aufhalten, die vernichtend auf den Gottlosen

niederfiel. Der beleidigte Gott siedelte von dem entweihten Gegenstande in den Leib des Sünders über und blieb dort, bis in demselben die betreffende Inkarnation sich neugebildet und durch diesen Prozeß den Tod des Menschen herbeigeführt hatte.

Sehen wir uns nun die Wirksamkeit und den Einfluß des Familiengottes der alten Samoaner etwas näher an. Zu ihm betete der Hausvater, wenn die Stunde des Abendessens — der Hauptmahlzeit — gekommen war, und bat ihn, von seinem Hause gnädiglich alle Züchtigung, Krankheit, Kriegsnot und Todesfälle abzuwehren. Man glaubte, daß ein solcher Familiengott seinem geistigen Wesen nach in dem Hause, welches das Familienoberhaupt bewohnte, gegenwärtig sei. Zu bestimmten Zeiten, je nach der Laune oder Bequemlichkeit des priesterlichen Familienoberhauptes, versammelten sich die sämtlichen Familienglieder, um zu Ehren der Gottheit ein Fest zu veranstalten. Ehe das Festmahl begann, goß unter lautloser Stille der Hausvater in feierlich gemessener Weise eine Schale voll des beliebten Kavatrankes als Weihetrant auf den Boden aus.

War die Gottheit von der ihr seitens der Familie erwiesenen Verehrung befriedigt, so ließ sich dieselbe wohl dazu herbei, ihre Schutzbefohlenen vor kommendem Unglück oder drohenden Gefahren zu warnen. Eine solche Gelegenheit pflegte der Familienpriester bisweilen dazu zu benutzen, um gewisse Wünsche des Gottes, die sich gewöhnlich auf ein Boot oder ein Haus erstreckten, zur Kenntnis der Sippe zu bringen. War dem Wunsche des Gottes durch den Bau eines Bootes Genüge geschehen, so wäre es ein todeswürdiges Vergehen gewesen, ein solches Fahrzeug zu verborgen oder zu versenken; nicht einmal umgetauscht werden durfte es; dagegen konnten es alle Glieder der Familie für ihre eigenen Zwecke benützen. Ähnlich lag die Sache mit einem auf Anordnung der Gottheit gebauten Hause. In keinem Fall durfte dasselbe aus dem Besitze der betreffenden Familie in fremde Hände übergehen.

Den nächsten Rang nach den Familiengotttheiten nahmen die Dorfgötter ein. Über jeder Ortschaft waltete eine besondere Gottheit, welcher die ganze Ansiedlung mit samt ihren Bewohnern gehörte; sie galt sozusagen als ihr persönlicher Beschützer. Jedes Kind, welches in dem Orte geboren wurde, war neben seinem „privaten“ Gott auch einer solchen Dorfgottheit geweiht. Gleich nach der Geburt eines Kindes rief dessen Mutter feierlich den Namen des Dorfgottes aus und befahl ihren Sprößling seinem Schutze. Die größeren Orte hatten sowohl einen heiligen Hain, als

auch ein Gotteshaus in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, die für den Dienst der Gottheit bestimmt waren. Andere Dörfer hatten dagegen nur ein Gotteshaus aufzuweisen und in kleinen Ortschaften vertrat das „Falo-tole“ das „Gemeindehaus“, in dem die Häuptlinge ihre Versammlungen abhielten und durchreisende Gäste eine Unterkunft fanden, zugleich die Stelle eines Tempels. Obgleich der Ortshäuptling häufig den Opferdienst bei der Gottheit versah, gab es doch in jedem Orte zu diesem Behufe noch einen besonderen Priester, durch dessen Mund die Dorfgottheit ihren Willen offenbarte.

Zu den Privilegien dieses Mannes gehörte es, den Zeitpunkt für die zu Ehren des Gottes abzuhaltenen Feste zu bestimmen, die Opfergaben der Ortsinsassen darzubringen, und ihnen im Namen des Gottes die Erlaubnis, in den Krieg zu ziehen, entweder zu gewähren oder zu versagen. Ein solches Priesteramt erbte in der Familie fort, in den meisten Fällen allerdings nicht auf den Sohn, sondern auf den Neffen. Jeder Dorfgott führte seinen besonderen Namen, der stets von den Bewohnern des Ortes angerufen wurde, wenn sie irgend ein Unternehmen, das ihre Interessen berührte, vorhatten. Ein solcher Gott hieß Aitu-o-le-Langi (Gott des Himmels), ein anderer Tiu Pulotu (König des Ortes der Seligen), ein dritter Lo Vao-vao (der Schnellfüßige). Diese Götter dachte man sich meist in Vögeln wohnend; natürlich galten sämtliche Exemplare der betreffenden Vogelgattung, welche ein bestimmter Dorfgott als seinen Wohnsitz auswählt hatte, den Dorfsinsassen als heilig. Wurde ein solcher Vogel tot aufgefunden, so gab es große Trauer, und die Thränen flossen reichlich; auch schlug man sich zum Zeichen der Trauer den Kopf blutig. Unter feierlichen Ceremonieen und fortbauernenden Klageliedern ward der tote Vogel in eine Matte oder ein Stück Siapo (Baftstoff) sorgfältig eingehüllt und mit allem Prunk bestattet. Die Absicht dabei war, den Gott, dessen Inkarnation gestorben war, zu versöhnen und zu verhüten, daß er den Ort verlasse oder wohl gar mit schrecklichen Gerichten heimfuche.

Die Distriktgötter hielten die Geschicke der verschiedenen Unterabteilungen des Archipels, von denen jede eine politische Einheit für sich bildete, in ihren Händen; auch sie hatten ihre bestimmte Verkörperung, die einen in der Vogelwelt, andere in Fischen, im Regenbogen, in Meteoren und dergleichen. In Kriegszeiten achtete jedermann sorgfältig auf die Erscheinung einer solchen Inkarnation, weil dieselbe ein Omen für den Ausgang des Kampfes abgab. Rückte z. B. ein Trupp Krieger aus einem Distrikt, dessen

Gott im Leibe des Geiers wohnte, zu Lande gegen den Feind vor, und ein Geier kreuzte ihren Pfad, so galt das als ein deutlicher Wink seitens der Gottheit, den Angriff aufzugeben und schleunigst zu ihren Kameraden zurückzukehren, weil ihrer sonst eine sichere Niederlage wartete. Flug dagegen der Geier ihnen voraus, so jubelten sie über dies günstige Zeichen und brängten rasch vorwärts, denn damit verkündigte ihnen der Gott einen gewissen Sieg.

Ober wenn eine Flotille von Kriegsbooten unter dem Schutze der Nacht an der Küste dahin fuhr, um eine schwachverteidigte Ortschaft zu überfallen, und der Schutzgott des Distriktes, aus dem die Krieger stammten, seine Wohnung in irgend einem Stern aufgeschlagen hatte, so genügte das Auftauchen eines Meteores, vorausgesetzt, daß es quer über das Firmament hinstrich, um auch die thatenlustigste Kriegerschar zur eiligen Rückkehr zu bewegen; denn ein solches Ereignis galt als ein Zeichen, daß sie im Kampfe unterliegen würden. Ziel dagegen das Meteor in derselben Richtung, der ihre Boote zusteuerten, so legten sie sich noch einmal so kräftig hinter die Ruder, weil sie auf einen glänzenden Sieg hoffen durften.

Von den Volksgöttern glaubten die heidnischen Samoaner, daß sie theils auf, theils unter der Erde, manche auch im Himmel oder im Meere wohnten; sie allein verschmähten es, sich in irgend einem sichtbaren Gegenstande niederzulassen. Man unterschied zwei Klassen von Volksgöttern, solche, deren Gottheit eine ursprüngliche war, und andere, welche einst als Menschen auf Erden durch ihre Großthaten sich die Dankbarkeit und Verehrung der Nachwelt erworben hatten und zum Range von Göttern erhoben worden waren. Die ersteren galten als die großen Götter, welche auf mannigfache Weise das Weltall regierten, die Inseln und die Menschen geschaffen hatten; die letzteren dagegen wurden als die Schutgottheiten besonderer Kräfte und Fertigkeiten angesehen, so der Gott des Feuers, des Donners, der Fischerei, des Feldbaues, des Zimmerhandwerkes u. s. w. Beide Klassen von Göttern wurden gleicherweise verehrt und gefürchtet. Jeder Gott war in seiner eigenen Sphäre selbstherrlich; aber alle standen mehr oder minder zu einander in Beziehung. An ihrer Spitze stand als der oberste Gebieter im Weltall Tanga Lo a, der im höchsten Himmel thronte und dessen Lieblingsbote seine eigene Tochter, die raschbeflügelte Sina, war. Ein anderer jener großen Götter, Namens Mafuie, hatte sein Reich im Innern der Erde; man glaubte, daß er sich unmittelbar unter Samoa aufhalte. Die Sage erzählt, daß an jener Stelle die Erde einen Stiel habe

und daß sich Mafuie gelegentlich das Vergnügen mache, daran zu schütteln; daher wurden die Erdbeben nach seinem Namen benannt. In einer anderen Sage heißt es, daß Mafuie ein Langschläfer sei; wenn er dann einmal erwache, pflege er sich auf die andere Seite zu wälzen, um weiterzuschlafen, und dies verursache die Erderschütterungen. Auch galt sein unterirdisches Reich als die Region des ewigen Feuers. War der Gott gerade recht ausgeräumt, so flocherte er in der Glut herum, daß der Rauch oben auf der Erde aus den Spitzen der Berge hervorquoll und feuerspeiende Berge den Menschen Schrecken einjagten.

Ein sehr gefürchteter Nationalgott war Moso, ein habgieriges Ungetüm, dessen Lust es war, diejenigen aufzufressen, die sein Mißfallen erregten, und bisweilen auch solche, die ihm nicht das geringste zu Leide gethan hatten. Ihn riefen die Samoaner an, wenn sie es auf die Vernichtung ihrer Feinde abgesehen hatten. Selbst jetzt noch, wenn ein paar Samoaner hart an einander geraten, läßt sich in der Hitze des Streites der eine oder andere zu dem Fluche fortreißen: „Aina oo a Moso!“ (Möge Moso dich auffressen.) Thut ein Samoaner eine Äußerung, deren Wahrheit seine Zuhörer stark anzweifeln, so warnt man ihn mit dem Zurufe: „Soll dich Moso vertilgen?“ Ist dem Erzählenden mit jenem Verdachte Unrecht geschehen, so begnügt er sich damit, ganz gelassen zu bemerken: „Moso mag mich auffressen.“ Nach einer solchen Äußerung verstummen alle Zweifel. Unterläßt es einer dagegen, jene Worte zu sprechen, so gilt es für ausgemacht, daß er gelogen hat.

Ein ebenso unheimlicher Gott war Sepo; man pflegte ihn immer anzurufen, wenn man einem Kinde fluchen wollte. „Aina oo a Sopo!“ (Möge Sepo euch auffressen) war die ominöse Verwünschung, vor der sich die kleinen Knaben und Mädchen schrecklich fürchteten, wenn sie ihre Eltern und Angehörigen geärgert hatten. Auch jetzt noch kommt es vereinzelt vor, daß ein paar kleine Burschen, die sich mit einander balgen, sich jene Verwünschung ins Gesicht schleudern.

Le Sa war die samoanische Ceres in männlicher Gestalt, unter deren Walten die Pflanzungen der Samoaner entweder gedeihen oder dahinwelkten. In Zeiten des Mangels wurden dieser Gottheit besondere Opfer dargebracht, um ihre Gunst wieder zu gewinnen; denn jede Misgernte wurde ihrer schlechten Laune zugeschrieben.

Tiitii war der unter die Götter versetzte Sohn des Talanga; diese Ehre war ihm von der dankbaren Nachwelt um zweier Wohlthaten willen

zuerteilt worden. Einst als der Himmel auf die Erde herabgefallen war — aus welcher Ursache, berichtet die Sage nicht —, und die Menschen sich mühsam auf allen Vieren von Ort zu Ort bewegen mußten, stemmte Titi'i seine Füße auf einen Felsen, an dem die Fußspuren natürlich noch zu sehen sind, richtete sich langsam auf und brachte das Firmament wieder in seine richtige Lage zurück. Ferner war er es, der den Samoanern das Feuer aus dem Reiche Masuies herbeiholte.

Losi, ein anderer Wohltäter der Samoaner, welcher bei einer Wanderung durch die himmlischen Gefilde von einem Tarofelde eine Pflanze an sich genommen und seine Landsleute im Anbau dieses in Samoa so beliebten Nahrungsmittels unterwiesen hatte, wurde ebenfalls von seinem Volke unter die Götter versetzt.

Nahrungsmittel waren die üblichen Opfergaben, die der heidnische Samoaner seinen Göttern darbrachte. Bemerkte ein Priester die Inkarnation seines Gottes, so kündigte er zu dessen Ehren einen Festtag an, und die ganze Ortschaft traf alsbald die nötigen Vorbereitungen zum Opferschmause. Fische, Nams und Taro wurden gedämpft und mit hunderten von Kokosnüssen und zahllosen Kavawurzeln vor dem Tempel zu den Füßen des Priesters niedergelegt. Das Fest begann mit der feierlichen Zubereitung des Kavatrankes. Junge, sittsame Mädchen saßen im Halbkreise um die Tanoa- oder Kavabowle herum. Ein junger Mann zerschchnitt die Kavawurzeln in kleine Streifen, während die Mädchen den Mund ausspülten und ihre Zeigefinger wuschen. Dann stopften sie Scheibe um Scheibe in ihren Mund, bis letzterer buchstäblich nichts mehr in sich aufnehmen konnte, und spieen schließlich die weichgelaute Masse in die Bowle, wo die einen Zoll dicken Kavakugeln über einander gehäuft lagen. War das Gefäß bis oben angefüllt, so wusch sich das in der Mitte des Halbkreises sitzende Mädchen, welche gewöhnlich den höchsten Rang unter ihren Genossinnen bekleidete, die Hände noch einmal; inzwischen spülten die andern ihren Mund aus. Dann rührte jene mit aller Grazie, die ihr zur Verfügung stand, die Kavabälle durcheinander, während der junge Mann Wasser darüber goß. Nun trat der aus Baststreifen gefertigte Seiher in Thätigkeit, und auch bei dieser Gelegenheit setzte die den Ehrenposten bekleidende Jungfrau ihren Stolz darein, möglichst viel Anmut und Würde in ihre Bewegungen zu legen. Sie hielt den Seiher hoch über die Tanoa, presste die schmutzige braune Flüssigkeit aus den Fasern und schleuderte die holzigen Rückstände auf ein Bananenblatt, das man zu diesem Behufe neben sie gelegt hatte. Schließlich, wenn die

Wurzelteile sämtlich ausgepreßt waren, klatschten die jungen Mädchen auf ein Zeichen ihrer Führerin in die Hände und riefen: „Die Kava ist fertig, die Kava ist fertig!“

Der junge Mann trat nun mit einem blank polierten Kokosnußbecher herzu, welchen die Jungfrau in der Weise füllte, daß sie den Seiber in die Kavaflüssigkeit tauchte und den vollgefüllten dann in den Becher ausdrückte. Den ersten Becher weihte der Priester stets der Gottheit, indem er ihn in die Höhe hielt und nach einer kreisförmigen Bewegung gen Himmel feierlich und langsam zu Ehren des Gottes auf den Boden ausgoß. Dann rief der Priester bei jedem neugefüllten Becher die Namen der anwesenden Häuptlinge, unter genauester Beobachtung ihrer Rangordnung aus, bis alle getrunken hatten. Jeder Häuptling hatte seinen besonderen Namen, mit dem er nur beim Kavatrinken gerufen werden durfte.

War diese Ceremonie beendet, so erklärte der Priester in feierlicher Rede, daß er die Opfergaben im Namen des Gottes annehme, und verteilte sie dann wieder unter die Familien, die gruppenweise um den Tempel saßen. Nach dem Festmahle veranstaltete man Wettkämpfe und verschiedene Spiele. Kaum war die Sonne untergegangen, so begann das Tanzen, welches bis zum Morgengrauen fortgesetzt wurde. Manchmal kam es vor, daß ein solches Fest drei bis vier Tage in Anspruch nahm, unter Wiederholung sämtlicher Gebräuche, Spiele und Tänze.

In Kriegszeiten durften weder Frauen noch Kinder an den Festmahlen teil nehmen, welche von den Priestern ausdrücklich angeordnet wurden, um die Götter günstig zu stimmen. Wer einen solchen Festschmaus mitmachte und dann dem Kampfe fern blieb, hatte als Strafe der Götter Krankheit und frühen Tod zu gewärtigen. Man pflegte daher die bei einem solchen Mahle übrigbleibenden Speisereste sorgfältig in die Erde einzugraben oder in die See zu werfen, damit ja nichts in die Hände von Frauen, Kindern oder alten Leuten fallen möchte.

III. Kapitel.

Die samoanische Küche und Gastfreundschaft.

Die Samoaner kennen des Tags über nur zwei Mahlzeiten, von denen die erste ungefähr um 11 Uhr Vormittag und die andere bei einbrechender Abenddämmerung eingenommen wird. Die Vormittagsmahlzeit wird nicht gemeinsam abgehalten, sondern die einzelnen Familienglieder nehmen sich

ihr Essen, wie sie gerade von ihren verschiedenen Beschäftigungen — Fischen, Pflanzen, Bauen oder was es sonst sein mag — nach Hause kommen. Die Abendmahlzeit dagegen vereinigt die ganze Familie, und jedes Glied des Hauses erhält seine bestimmte Portion Essen auf einem Brotsrucht- oder Bananenblatt überreicht. Bevor aber der erste Bissen in den Mund gesteckt ward, goß in alten Zeiten das Familienoberhaupt aus seinem Kavabecher etwas auf den Boden und verrichtete folgendes Tischgebet: „Dies ist eure Kava, ihr Götter. Gedenket dieser unserer Familie. Laßt ihre Zahl sich mehren. Laßt uns in Gesundheit leben. Laßt uns alle stark werden. Wir sind euer Volk, o ihr Götter. So gebt uns denn Speise zu essen. Laßt Überfluß herrschen, unsere Pflanzungen gut geraten und alles genießbar werden. Ihr auch, ihr Götter des Krieges! Dies ist Kava für euch. Macht die Männer in unserm Lande stark, tapfer und zahlreich. Ihr auch, ihr Götter, die auf der See fahret! Dies ist eure Kava. Fahrt an unserm Gestade vorüber und segelt in ein anderes Land.“ Kava nahm man stets zu Beginn der Mahlzeit, nie am Ende derselben zu sich.

War einmal keine Kava zum Abendessen zugerichtet, so betete der Hausvater bei der Flamme des Herdfeuers. Im Mittelpunkte eines jeden Hauses befand sich nämlich ein Feuerherd. Vor dem Beginn des Mahles ward das Feuer angefaßt und der Hausvater begann dann, indem er sich zuerst an den Familiengott und dann an das ganze Heer der übrigen Götter wandte: „Dies ist Licht für euch, ihr Götter groß und klein. Für euch lassen wir dies unser Abendfeuer brennen. Schaut auf diese unsere Familie herab. Laßt unsere Nachkommenschaft zahlreich und stark sein. Verleiht Glück und langes Leben unserer Familie. Wenbet Strafe und Krankheit von uns ab. Seht in Gnaden unsere Armut und Schwachheit an. Laßt Nahrung reichlich wachsen. Laßt die Götter des Krieges uns günstig gesinnt sein. Laßt die Götter, welche auf dem Meere fahren, an unserm Lande vorbeiziehen und die Krankheiten mit sich fortnehmen.“

Waren die einzelnen Portionen beim Abendessen verteilt, so war es die erste Sorge der Mütter, Vams und Fisch klein zu kauen und diese weiche Mischung ihren kleinen Kindern in den Mund zu pressen. Muntere Nebenwürzten das gemeinsame Mahl. Auch in ihrer heidnischen Periode hielten die Samoaner streng darauf, daß in diese Tischunterhaltungen sich kein unkeusches Wort einschlich. Am allerstrengsten war jede unzüchtige Anspielung in Worten oder Gebärden verpönt, wenn Brüder und Schwestern zusammen waren. In Gegenwart seiner Schwester war auch der lieblichste Samoaner

sittsam und anständig, und umgekehrt verhielt sich die leichtlebige Samoanerin ihrem Bruder gegenüber stets zurückhaltend und züchtig. Dieser Gebrauch hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Nach dem Abendessen, besonders in den prächtigen Mondscheinnächten, welche die angenehmsten Stunden in den Tropengegenden bilden, geht das junge Volk mit seinesgleichen spazieren, singt und tanzt oft bis in die Morgenstunden, bis der Mond hinter den Bäumen oder Bergen verschwindet. Die älteren Leute dagegen lassen sich unter den Brotfruchtbäumen nieder oder sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf dem Dorfanger, indem sie die Thaten ihrer Vorfahren wieder auffrischen oder den Göttersagen lauschen, die einer in ihrer Runde zum besten giebt. Auf diese Weise pflanzen sich die alten Überlieferungen von Geschlecht zu Geschlecht fort.

Die Samoaner waren nie Kannibalen in dem Sinne, wie etwa die Bewohner des Viti-Archipels in früheren Jahren. Es sind nur vereinzelte Fälle aus alten Kriegszeiten bekannt, wo vielleicht der Leichnam eines grausamen und blutdürstigen Gewalthabers gekocht und gegessen wurde; es war mehr eine auf's äußerste gesteigerte Art der Rache, als etwa der krankhafte Appetit nach Menschenfleisch, die zu derartigen Ausschreitungen führte. Zu den größten Beleidigungen, die ein Samoaner dem anderen zurufen konnte, gehörte der Ausdruck: „Ich werde dich braten.“ So haben es in späteren Jahren z. B. einzelne stolze Häuptlinge sehr übel vermerkt, wenn die eingeborenen Geistlichen in ihren Predigten auf das höllische Feuer zu sprechen kamen. Als eine Art Erinnerung an die alte Kannibalenfitt, den überwundenen Feind aufzufressen, pflegten besiegte Häuptlinge zum Zeichen der Unterwerfung Brennholz und Laub über ihr Haupt zu halten, als wollten sie zu dem Sieger sagen: „Töte und koch' uns, wenn es dir beliebt!“

Die gewöhnlichen Nahrungsmittel der Samoaner bilden Taro- und Yamsknollen, Brotfrucht, Bananen, Kokosnüsse nebst Fischen, Schildkröten, Geflügel und Schweinen. In alten Zeiten galt Hundefleisch als großer Leckerbissen. Es fehlt der Samoaner Küche keineswegs an schmackhaften Gerichten. Da steht z. B. die Palusami obenan, eine Mischung von gedämpften Taroblättern, dem Saft der geriebenen Kokosnuß und ein klein wenig Salzwasser. Ein anderes Gericht, Samilolo, ist eine sehr zweifelhafte Delikatesse; denn es besteht im wesentlichen aus einer mit Salzwasser gefüllten reifen Kokosnuß, deren Kern man dann faulen läßt, ehe man ihn genießt. Unter die Puddings kann man den Tailolo rechnen; es sind diese reife Bananen, im Kokosnußsaft gebacken. Ein für europäische Nasen sehr

übel duftendes Essen ist die Masi, so nennt man die in Gruben oft 3 bis 5 Monate aufgehobene vergorene Brotfrucht, welche in Zeiten des Mangels als Nothbehelf dient. Faansi ist eine Mischung von geschabtem Taro und Yams, die mit dem Saft der Kokosnuß vermennt und in einer Hülle von Bananenblättern gebacken wird. Sehr begehrt ist ferner Paa, Krabben mit Kokosnußsaft in Bananenblättern gedämpft. Das sind so einige von den gebräuchlichsten Gerichten, wie sie auf den Tisch oder richtiger auf die Speisematte des Samoaners kommen.

Von Früchten stehen den Eingeborenen Orangen, Citronen, Limonen, Papayas, Ananas, Guavas, Custardäpfel, Bi, Ngongofiafia und andere Tropenraritäten zur Verfügung. Die Brotfrucht- oder Ulu-Saison währt ein volles halbes Jahr; während der übrigen Zeit des Jahres ist Yams reichlich vorhanden, und Taro geht in keinem Monat aus.

Auch auf den Samoa-Inseln herrscht die polynesiische Sitte des Kochens in Erdgruben. In eine in den Boden gegrabene Mulde bringt man Brennholz und, je nach der Größe des Ofens, 50—100 Steine. Ist das Holz niedergebrannt und sind die Steine rotglühend, so werden sie in der Grube ausgebreitet und die zu kochenden Speisen in Brotfrucht- oder Bananenblätter eingewickelt darauf gelegt. Das Ganze wird dann mit einer Schicht Erde überdeckt, um die sich entwickelnde Glut nicht entweichen zu lassen. Die ganze Prozedur läuft also weniger auf Kochen, sondern auf Dämpfen hinaus. Das Kochen in Samoa ist Sache der Männer. Von dem Familienvater bis herab zu dem jüngsten Sohne kann man die männlichen Hausgenossen um den Ofen beschäftigt sehen; die einen schaben emsig Taro, Yams, Brotfrucht oder Kokosnüsse; andere machen Brennholz und Steine zurecht, sammeln Blätter, wickeln die Fische ein, tragen Salzwasser herbei; alle aber schwätzen bei ihrer Arbeit nach Herzenslust. Gelegentlich hält es sogar der Häuptling nicht unter seiner Würde, beim Kochen mitzuthun.

Jede Ortschaft besitzt ein sogenanntes Falo-tefo, das man bald als Rat-, Klub- oder Gasthaus bezeichnen kann. In ihm werden alle Durchreisenden gastlich aufgenommen und bewirtet. Kommen Fremde an einen Ort, so gehen sie alsbald in das Falo-tefo, und sind ihrer so viele, daß nicht alle dort Platz finden, so haben die Tulafalo (Stadtträte, Sprecher) die Verpflichtung, die anderen bei den verschiedenen Familien im Orte unterzubringen. Es beginnen nun gleich die Vorbereitungen zur Mahlzeit, die gewöhnlich aber schon erledigt sind, wenn es sich um angemeldete, vornehme Reisende handelt. Vielleicht eine Stunde nach Ankunft der Gäste begeben sich die

Ortsbewohner in feierlichem Zuge nach dem Rathaus und bringen unter Gesang ihre Gastgeschenke, bestehend in Schweinen, Geflügel, Fischen, Nams, Taro, Brotfrucht und Kokosnüssen dar. Nachdem die Speisen vor dem Hause niedergelegt worden sind, werden sie mit einer gemessenen Ansprache durch den Tulafalo sili (obersten Stadtrat) den Besuchern übergeben, welche ihrerseits ebenfalls durch ihren Tulafalo sili in einer angemessenen Rede ihren Dank zum Ausdruck bringen lassen.

Nun erst erfolgt die Verteilung der Speisen unter die Gäste und der Schmaus beginnt. Es wäre ein gröblicher Verstoß gegen die gute Sitte, wenn einer der Ortsangehörigen sich an einem solchen Essen beteiligen wollte; nur die Gäste dürfen demselben zusprechen.

IV. Kapitel.

Landestracht der Samoaner.

Die ursprüngliche Bekleidung der Samoaner bestand in dem sogenannten Titi, einem Franzengürtel, der aus den Blättern einer *Dracaena*-art verfertigt und um die Hüften gebunden wurde. Der für die männliche Bevölkerung übliche Titi war einen Fuß lang und breit und bedeckte nur notdürftig die Vorderseite des Körpers. Bei den Frauen dagegen ging der Titi um den ganzen Leib und fiel bis auf die Knie herab. Außerdem findet in der samoanischen Toilette der Siapo, ein aus dem Bast des Papiermaulbeerbaumes (*Morus papyrifera*) gefertigter Stoff, viel Verwendung, besonders bei festlicheren Gelegenheiten, wo dieser Stoff mehrfach um den Leib gewickelt wird, und zwar so, daß er bis auf die Knöchel herabreicht. Er findet auch Verwendung zu Moskitovorhängen, unter denen 8—10 Personen zusammen schlafen, deren jede sich mit einem Stück Siapo Gesicht und Körper noch außerdem bedeckt. Sehr viel Sorgfalt und Fleiß verwendet der Samoaner auf die Muster, welche diesem Baststoffe eingeprägt werden.

Die Zubereitung des Stoffes, welche völlig in den Händen der Frauen liegt, geht folgendermaßen vor sich. Ist der Papiermaulbeerbaum ein Jahr oder ein und einviertel Jahr alt, so wird er umgehauen, die Rinde abgeschält und letztere 48 Stunden im Wasser eingeweicht. Die äußere, braune Rinde löst sich dann von der inneren, weißen los, welche letztere durch Kratzen mit der Muschelschale von anhaftenden holzigen oder schleimigen Teilen vollends gereinigt wird. Dieser noch feuchte, reinweiße Bast wird nun durch Klopfen in ein sehr dünnes Gewebe umgewandelt. Die anfangs

nur 3—5 Zoll breiten Baststreifen haben durch diesen Prozeß die doppelte Breite erreicht und sind durchscheinend geworden. Man setzt mehrere Stücke zusammen und fügt, je nach der gewünschten Stärke des Stoffes, Lage auf Lage übereinander, indem man sich als Bindemittel des Arrowrootmehles bedient. Durch Hämmern erhält dann das Ganze wieder Festigkeit, worauf die einzelnen Stücke an der Sonne getrocknet werden.

Soll das Ausdrucken der Muster beginnen, so wird der Stoff über ein großes Brett gespannt, auf dem in gewissen Abständen die Rippen eines Kokospalmenwedels befestigt sind. Mit einem rötlichbraunen Saft, der aus den Früchten des über die ganze Südsee verbreiteten Lichtnußbaumes gewonnen wird, reibt nun die Samoanerin den ausgespannten Stoff ein, der aber nur an den Stellen, die durch die untergelegten Rippen in die Höhe gedrückt werden, die Farbe annimmt. Um größere Muster und Verzierungen herzustellen, wird der Stoff auf einer Grasfläche ausgebreitet und mittels eines aus der Mittelrippe des Palmenwedels verfertigten Pinsels dieselbe Farbe auf ihn aufgetragen. Sind andere Farben erwünscht, so fehlt es den Eingeborenen nicht an den nötigen Beimischungen zu jenem Nußsaft. Ein Extrakt aus der Curcumawurzel liefert z. B. die gelbe Farbe; dann findet man an gewissen Orten im Archipel eine Thonart, aus der sich eine blaßrote und dunkelbraune Farbe herstellen läßt.

Die Zubereitung dieses Thones für Färbereizwecke, sowie die Gewinnung des Curcumaextraktes bilden einen besonderen Erwerbszweig für sich, der ebenfalls in Frauenhänden liegt. Nach samoanischen Begriffen würde sich ein Mann selber degradieren, wenn er sich mit derartigen Sachen befaßte.

Am höchsten schätzt der Samoaner als Kleidungsstück seine feinen Matten oder Jetonga, die einen hohen Tauschwert haben und zugleich eine Art Kapitalanlage bilden. Der „Stammbaum“ von einigen besonders berühmten Matten, die mit roten Papageiefedern besetzt sind, wird sorgfältig dem Gedächtnis einverleibt, und wenn solch ein kostbarer Schatz den Besitzer wechselt, so wird seine Geschichte in feierlicher Weise zum besten gegeben; je älter diese Matten sind, um so mehr wird ihr Wert gesteigert. Durchschnittlich sind solche Matten 9 Fuß □ und aus Pandanusblättern geflochten, die getrocknet, in ganz schmale Streifen geschnitten und so dünn geschabt werden, wie ein Blatt Papier. Auch diese Industrie ist Monopol der Frauen, welche an einer einzigen feinen Matte oft 2—3 Jahre arbeiten müssen. Ebensoviel Zeit nimmt eine andere, Jesina genannte Art von Matten in Anspruch, da aus der Rinde von *Hibiscus tiliaceus* hergestellt werden. Die

Rindenstreifen werden in Wasser gelegt, gebleicht, geflochten und auf einer Seite flossig gelassen, während die andere Seite geglättet ist. Beide Sorten feiner Matten werden nur bei Zusammenkünften vornehmer Häuptlinge oder bei großen Hochzeiten getragen.

V. Kapitel.

Kindheitstage und Jugendzeit des Samoaners.

Tätowierungsgebräuche.

Stand die Geburt eines Kindes bevor, so pflegte die Mutter selbst bei ihrer Tochter Hebammendienste zu verrichten, während der Vater oder der Gatte den Familiengott anrief und ihm irgend eine ihm wohlgefällige Opfergabe angelobte. Dem Dorfpriester kam es zu, dem Wunsche des Gottes Ausdruck zu verleihen und in Folge eines merkwürdigen Zusammenstehens stellte es sich immer heraus, daß der Gott gerade dasjenige wünschte, was gleichzeitig seinem getreuen Priester sehr angenehm war. In gewöhnlichen Fällen richtete der Vater der Wöchnerin folgendes Gebet an den Familiengott: „Blick hernieder auf unsere Familie, o Salia! Erbarme dich meiner Tochter und laß sie am Leben. Beschütze meine Tochter und laß sie wieder mit uns zusammensitzen. Erkläre deinen Willen, o Salia, daß wir gehorchen mögen. Was du auch begehren magst, wir werden es thun. Sage es, damit wir nach deinem Willen thun und meine Tochter uns erhalten bleibt. Höre dies unser Gebet, o Salia!“

Hatte die Wöchnerin viel zu leiden und verzog sich die Geburt des Kindes, so wurde noch der Familiengott der Mutter der Frau angerufen; häufig nahm auch der Gatte seine Zuflucht zu seinem eigenen Gotte. Die Nabelschnur des Knaben wurde auf einer Keule abgeschnitten, damit er einst ein tapferer Krieger werden möchte. Bei einem Mädchen dagegen trat an die Stelle der Keule das Brett, auf welchem der Baststoff gehämmert wird, eine Hindeutung auf den häuslichen Fleiß, den es später einmal entwickeln sollte.

Kindesmord, der in den östlichen Gruppen der polynesischen Inselwelt so weit verbreitet war, wurde von den Samoanern glücklicherweise verabscheut. Auch setzte man hier nie Kinder aus. Im Gegenteil, sobald sie das Licht der Welt erblickt hatten, waren die Eltern und Angehörigen aufs zärtlichste für ihr Wohl besorgt. Dagegen hatte leider der abscheuliche Gebrauch, das keimende Leben im Mutter Schoße zu vernichten, eine beklagenswerte Aus-

behnung im heidnischen Samoa gewonnen. Scham, Furcht vor Strafe, zu große Bequemlichkeit und die Sorge, eher zu altern, waren meist die Ursachen jener Ausweichung.

Während der ersten paar Lebenstage des Kindes verwandte seine Mutter oder wer sonst von ihren weiblichen Angehörigen die Pflege in die Hand genommen hatte, große Sorgfalt darauf, seinem Kopfe die rechte Form nach den Regeln samoanischer Schönheitsbegriffe zu geben. Das Kind wurde zu diesem Behufe auf den Rücken gelegt; dann befestigte man zu beiden Seiten des Kopfes und auf den Scheitel drei flache Steine; die Stirnseite wurde mit der Hand flach gepreßt. Ebenso drückte die Wärterin die Nase des Kindes recht breit. Die Nahrung des Kindes bestand in den ersten Tagen aus dem Saft gekauter Kokoskerne, der durch ein Stück Baststoff gepreßt und dem Kinde in den Mund geträufelt wurde; auch Zuckerrohrsaft diente als Kindesnahrung. Erst dann legte die Mutter das Kind an ihre Brust, aber auch nur für wenige Monate. Kein Wunder, daß in der heidnischen Zeit in Samoa große Kindersterblichkeit herrschte. Ging die Mutter mit ihrem kleinen Kinde aus, so trug sie es nicht auf den Armen, sondern quer auf der Hüfte reitend.

Die Mädchen und auch die Knaben bis zu ihrem vierten oder fünften Jahre waren der besonderen Fürsorge der Mutter überlassen und waren um sie bei ihren häuslichen Arbeiten. Frühzeitig lernten die Mädchen, Wasser herbeizutragen, Muscheltiere zu sammeln, und Matten und Siapo anzufertigen. Die Knaben begleiteten vom fünften Jahre an den Vater und machten sich nach und nach beim Pflanzen, Fischen, Hausbauen und allerlei Handarbeiten nützlich. Auch pflegten die Knaben sich untereinander zuzuthun und durch das Dorf, die Pflanzung und den Wald zu wandern. Stießen sie unterwegs auf eine herabgefallene Kokosnuß, so setzte sich der glückliche Finder neben derselben auf die Erde, lud ein paar seiner Kameraden zum Mitessen ein und sagte zu den übrigen: „Geht und fangt Schmetterlinge!“ Daher nennt man auch noch jetzt im Scherz einen, der von einer wohlgeschmeckenden Speise nicht mitessen darf, einen Schmetterlingsfänger.

kehrten die Knaben in dem Hause eines ihrer Spiell Kameraden ein, so setzte der Knabe einigen seiner Freunde etwas zu essen vor und nannte diese Begünstigten dann „Kokosnußprinzen,“ während er die übrigen mit dem Spotttrufe „Kokosnußschweine“ fortschickte. Grollend gingen die Gedemüthigten hinweg und verschworen es heilig und teuer, niemals mit ihrem schädigen Kameraden wieder zu spielen. ●

Trat ein Mädchen aus ihrer Kindheit ins Jungfrauenalter ein, so fand eine einfache Feier statt. Ihre Freundinnen sammelten Geschenke und luden auf einen bestimmten Tag alle Frauen des Stammes zu einem Feste ein, auf welchem die Verteilung der Geschenke vor sich ging und die junge Dame unter die Schar der Erwachsenen eingereiht wurde. Eine Außerachtlassung dieses Gebrauches wurde früher als ein Zeichen von großer Armut angesehen. Gegenwärtig findet eine derartige Feier nur noch sehr selten statt.

Bei den Jünglingen bildete die Tätowierung das Merkzeichen für den Eintritt in die Gemeinschaft der Männer. Die jungen Häuptlinge wurden gewöhnlich im 18. Lebensjahre tätowiert, und wenn dieser Zeitpunkt heran kam, pflegten alle jungen Burschen innerhalb der Sippe, vielleicht ihrer zwanzig im Alter von vierzehn Jahre aufwärts, sich gleichzeitig der schmerzhaften Operation zu unterziehen. Das Tätowieren galt als eine regelrechte und ehrenvolle Profession, deren Vertreter den Titel Matai (Meister, Professor) führten.

Wenn jemand die Dienste eines solchen Matai begehrte, so mußte das Ansuchen stets von einem Geschenk von feinen Matten oder Tonga begleitet sein, deren Annahme seitens des Meisters gleichbedeutend mit dem Abschluß des Kontraktes war. Ein Haus wurde für die Operation zur Verfügung gestellt, und die Jünglinge passierten der Reihe nach durch die Hände des Operateurs, zuerst der junge Häuptling, dann die übrigen gewöhnlich nach der Abstufung ihres Ranges; jedem wurde nur ein kleiner Teil der dazu bestimmten Körperfläche tätowiert. War alles fertig zum Beginn der Operation, so mußten dem Meister wieder Matten, vielleicht auch ein neues Boot zum Geschenk gemacht werden; außerdem hatten die Freunde der zum Tätowieren ausgewählten Jünglinge täglich für Speise und Trank zu sorgen.

Der Meister hatte zur Seite noch 5—6 Assistenten, deren Aufgabe es war, mit weichem, nassen Baststoffe das aus der punktierten Haut hervorquellende Blut abzuwischen. Eine junge Frau, meist eine Verwandte des zu tätowierenden Jünglings, setzte sich mit gekreuzten Beinen auf einen Schemel und legte den Kopf des jungen Mannes in ihren Schoß. Während sich der Jüngling lang ausstreckte, hielten ihn 3 oder 4 junge Frauen an den Beinen fest und stimmten einen Gesang an, um sein Stöhnen zu übertauben, wenn er unter den Stichen des Tätowierers sich wand. Es galt zwar als ehrenrührig, laute Schmerzensäußerungen von sich zu geben; aber manche jungen Burschen konnten doch nicht an sich halten und brüllten förmlich vor Schmerz.

Die Tätowierungsarbeit, welche sich beim männlichen Geschlechte auf die Körpergegend von den Hüften bis zum Kniee erstreckt, beginnt mit einem Streifen auf dem Rücken und endet in der Nabelgegend; letztere Operation wird als die schmerzhafteste geschildert. Hat der Meister etwa so viel punktiert, als man mit einer Hand bedecken kann, was ungefähr eine Stunde in Anspruch nimmt, so steht der Jüngling auf und ein anderer nimmt seine Stelle ein; auf diese Weise werden 5—6 Personen an einem Tage vorgenommen. Je nach der Zahl der Teilnehmer, kommt jeder Jüngling ungefähr einmal in der Woche wieder an die Reihe. So lange die Haut noch nicht abgeheilt ist, gewähren die jungen Leute einen widerwärtigen Anblick; sie hocken umher und wehren die Fliegen von den Wunden mit kleinen Streifen Baststoff ab.

Ist die Tätowierungsarbeit zur Hälfte gethan, so erwartet der Matai ein erneutes Geschenk von feinen Matten; die Hauptzahlung aber erfolgt, wenn zuletzt noch die Nabelgegend zu tätowieren ist. Erscheinen die dargebrachten Geschenke dem Meister nicht genügend groß, so unterbricht er seine Arbeit auf unbestimmte Zeit. Da ein junger Mann, an dem die Tätowierung nicht zu Ende geführt ist, dem öffentlichen Spotte verfällt, so nehmen sich die Freunde der jungen Leute den Wink zu Herzen und bringen noch mehr Geschenke herbei, bis der Meister endlich befriedigt ist und die letzte Arbeit verrichtet, wofür er wieder entlohnt werden muß. Wenn man bedenkt, was an feinen Matten, Baststoff und Booten geopfert werden muß, und wie viel Nahrungsmittel während der 3—4 monatlichen Tätowierungszeit zu beschaffen sind, so erscheint das Tätowieren als eine sehr kostspielige Sache.

Ist alles vorüber und sind die punktierten Hautflächen völlig abgeheilt, so wird bei der ersten besten Gelegenheit ein großes Tanzfest veranstaltet, bei welchem das schöne Geschlecht die auf ihre Tätowierung stolzen Jünglinge gebührend bewundert. Die Instrumente, welche der Matai bei seiner Arbeit verwendet, bestehen aus fünf äußerst zierlichen, an Bambusstielen befestigten Rämmchen aus Menschenknochen und einem kleinen Hammer, mit welchem die feinen Zinken in die Haut eingetrieben werden. Als Farbstoff dient entweder die feingeriebene Lichtnuß oder die mit Wasser zu einem Brei gerührte Asche der Kokosnuß. Die Schnelligkeit, mit welcher der Meister seine Instrumente handhabt, und die Gewandtheit, mit welcher er die verschiedensten Muster auf der bestimmten Stelle in die Haut einrißt, ist bewundernswert.

Die verwandten Muster sind im allgemeinen im ganzen Archipel dieselben; der Unterschied liegt nur in der Schönheit der Ausführung; denn vornehme Häuptlings söhne und reiche Jünglinge werden mit besonderer Sorgfalt tätowiert.

Auch die Frauen waren früher überwiegend tätowiert, doch in viel einfacherer Weise und bei weitem nicht mit so regelmäßigen und geschmackvollen Mustern. Meist beschränkte sich die Tätowierung auf die Innenseite der Kniegegend und auf die Oberfläche der rechten Hand und des Handgelenkes. Die Einführung des Christentums in Samoa und die ablehnende Haltung, welche besonders die evangelischen Missionare und ihre eingeborenen Gehilfen dieser Sitte gegenüber einnahmen, hat viel dazu beigetragen, daß das Tätowieren aus der Mode kam. Auch die von den Samoanern teilweise angenommene europäische Kleidung, welche die kunstvollen Muster den Blicken ganz verhüllte, war wohl mit die Ursache, daß die früher so viel geübte Kunst vernachlässigt wurde. Indes macht sich seit dem letzten Jahrzehnt eine Reaktion geltend, und die Zahl der tätowierten Jünglinge nimmt wieder zu; es gilt in der öffentlichen Meinung für männlicher, diesen Schmuck zu tragen.

IV. Kapitel.

Hochzeit und Ehe. Dorfjungfrauen.

Es gehörte in früheren Zeiten zu den Ausnahmefällen, wenn ein junges Mädchen nach eigener Herzensneigung sich ihren Gatten wählen konnte; im allgemeinen arrangierten die beiderseitigen Eltern die betreffende Partie, ohne die geringste Rücksicht auf die Gefühle der Braut zu nehmen. Im Falle der Weigerung, sich dem elterlichen Willen zu unterwerfen, stand ihr oft die brutalste Behandlung bevor.

Manchmal wurden schon Kinder mit einander verlobt, während ein anderes Mal aus Vermögensrücksichten oder politischen Erwägungen ein zartes Kind einem Manne zugesprochen wurde, der alt genug war, um ihr Großvater zu sein. Derartige unnatürliche Verbindungen hatten natürlich viel Elend im Gefolge.

In den mittleren und niederen Klassen war die Eheschließung eine verhältnismäßig einfache Sache. Wünschte ein junger Mann ein bestimmtes Mädchen zu heiraten, stellte er seinen Antrag entweder durch Vermittelung eines Freundes (Soa) oder begab sich selbst mit einem von ihm zubereiteten

Gerichte zu den Eltern seiner Außerkorenen. Wurde die Annahme des Essens verweigert, so war das ein deutlicher Wink, daß sein Antrag nicht genehm sei. Im umgekehrten Falle konnte er seine Besuche nach Belieben wiederholen und nach einigen Tagen oder Wochen wurde die Hochzeit gehalten, und zwar in der einfachsten Form. Die beiderseitigen Familien tauschten unter einander Geschenke aus und der junge Mann siedelte in das Haus seiner Schwiegereltern über und beteiligte sich an den Arbeiten des Haushaltes. Nach geraumer Zeit erlangte er die Befugnis, mit seiner jungen Frau heim in das Haus seiner Eltern zu ziehen oder seinen eigenen Hausstand zu begründen.

Viel verwickelter und umständlicher waren die Vorbereitungen, wenn es sich um die Verheirathung vornehmer Personen, besonders der Angehörigen von Häuptlingen handelte. Da traten zuvörderst die Tulafale, die als Familienoberhäupter zugleich die Räte des Häuptlings waren, zu einer feierlichen Besprechung zusammen und machten sich über die Wahl einer Braut von entsprechend vornehmer Range für ihren Häuptling oder dessen Sohn, je nachdem der Fall lag, schlüssig. Da die Mitgift der Braut stets unter die Räte verteilt wurde, so waren diese vorsichtigen Männer natürlich darauf bedacht, eine Braut in Vorschlag zu bringen, deren Stammesangehörige wohlhabend genug waren, um eine große Menge Geschenke aufbringen zu können. Hatte man sich endlich über eine bestimmte Persönlichkeit geeinigt, so wurde dem Stamme der Braut ein Geschenk an Speisen gemacht und formell um die Tochter des Häuptlings angehalten. Auch hier galt die Annahme der Speisen als ein gutes Vorzeichen für einen günstigen Entscheid. Ließen die Beschenkten dagegen die Speisen vor dem Falo-tole stehen, ohne sie anzurühren, so galt es, sich nach einer anderen Braut umzusehen.

Die schließliche Entscheidung über Annahme oder Abweisung des Antrags lag in den Händen der Tulafale des Stammes, dem das Mädchen angehörte; gegen ihren Beschluß gab es keine Berufung. Lag der Fall aber so, daß die junge Dame eine besondene Neigung zu dem von den Räten zurückgewiesenen Freier hatte, so ließ sie sich eines Nachts von ihm entführen. Sofort erschienen dann die Freunde des Bräutigams in dem Wohnorte der Braut, marschierten durch die Dorfgassen, indem sie die Namen des jungen Paares laut ausriefen, und priesen in extemporierten Gesängen die Tugenden und Vorzüge des jungen Häuptlings. Obgleich es zunächst einen großen Aufruhr gab, so beruhigten sich die Gemüther doch bald wieder in der Erwägung, daß sich eine vollendete Thatsache nicht un-

geschehen machen lasse, und nach 3—4 Monaten war durch den Austausch der üblichen Hochzeitsgaben auch die letzte Spur von einer Verstimmung beseitigt.

Gaben die Tulafale zu der Partie ihre Zustimmung, während die Braut selbst dagegen war, so half der letzteren alles Sträuben nichts; sie mußte in die Verbindung einwilligen. Aber kaum war der Austausch der Geschenke erfolgt, so entfloß die Neuvermählte ihrem jungen Gatten. Je nach den Verhältnissen wurde sie nun von ihrem Vater oder ihren Brüdern mit Gewalt in das Haus ihres Gatten zurückgebracht oder so lange bei den Ihrigen zurückbehalten, bis sie ihr Gatte durch neue Geschenke gleichsam ausgelöst hatte.

Ward durch die Annahme der überbrachten Speisen die Bewerbung gleich beim ersten Zusammentreffen günstig aufgenommen, so galt die Ehe für gesichert, und die Angehörigen der beiden in Betracht kommenden Stämme machten sich nun eifrig daran, die Hochzeitsgeschenke zusammenzubringen. Diejenigen, welche der Bräutigam zu überreichen hatte, wurden Oloa genannt und bestanden aus den verschiedensten Gerichten, ferner aus lebenden Schweinen und Geflügel, aus Booten, Keulen, Speeren und später auch aus Flinten, Pulver, Beilen, Baumwollstoffen und allerlei von weißen Händlern importierten Waren. Die von der Braut zu spendenden Gaben, welche Tonga genannt wurden, waren meist feine Matten und Siaporollen.

Die Tulafale jedes der beiden in Frage kommenden Stämme überreichten diese Gaben, welche am Hochzeitstage ausgetauscht wurden, worauf es dann Sache der Häuptlinge, der Väter des jungen Paares, war, jedem Tulafale eine Gegengabe zu überreichen, die seinem Geschenke an Werte gleichkam. Während die Vorbereitungen zur Hochzeit im Gange waren, brachte der Bräutigam mit seinen Stammesangehörigen noch öfter Geschenke an Lebensmitteln zu seiner Braut, und einige Leute aus seiner nächsten Umgebung siedelten in das Haus der Braut als deren Hofstaat über, um die Interessen des Bräutigams gegenüber andern etwa noch nachträglich auftauchenden Bewerbern zu wahren.

Im Verlaufe von 3 oder 4 Monaten waren alle Vorbereitungen erledigt und nun wurde der Tag für die Hochzeit bestimmt, welche stets an dem Wohnorte des Bräutigams gefeiert wurde. Hatten sich die Angehörigen der beiden Stämme auf dem Malao, dem Dorfanger, versammelt, so trat die Braut aus dem benachbarten Hause heraus, bewacht von zwei alten

Damen, unter deren Obhut sie aufgewachsen war, und gefolgt von 10 bis 12 jungen Frauen, die von Kopf bis zum Fuße mit parfümiertem Kokosnußöl eingefalbt waren und Blumenguirlanden, Halsbänder und Diademe von Nautilusmuscheln trugen, während feine Matten ihren Körper umhüllten und als eine Art Schleppe hinter ihnen nachschleiften. Von jenem Hause aus zog die Prozession langsam auf einem mit Siapo ausgelegten Wege nach der Mitte des Angers, wo der Bräutigam sitzend die Ankunft der Braut erwartete und wo jede Teilnehmerin am Zuge die feinen Geschenkmatten der Braut niederlegte.

Auf einer schneeweißen Matte ließ sich nun unmittelbar dem Bräutigam gegenüber die Braut nieder, ihr zur Seite nahmen die alten Ehrendamen Platz. Unter angemessenen Gesängen fuhren inzwischen die Frauen fort, Matten und Siapo aus dem Hause nach dem Festplatze zu tragen, bis schließlich ein wahrer Berg von Geschenken vor der bewundernden Menge der Gäste aufgehäuft war.

Die Keuschheit der Häuptlings-Tochter war der Stolz und der Ruhm ihres Stammes. Alte Frauen waren daher ausdrücklich dazu ausersehen, ein solches junges Mädchen von frühester Kindheit an zu überwachen und ihre jungfräuliche Ehre vor jeder Schädigung zu wahren. Nahm ein junger zur Regierung gelangender Häuptling die Tochter eines vornehmen Hauses zur Frau, so kamen sämtliche Angehörige der Stämme des Bräutigams und der Braut auf dem Malao zusammen, um Zeugen zu sein, wie hier die Keuschheit der Braut auf die Probe gestellt wurde. Fiel dieselbe für die letztere günstig und ehrenvoll aus, so verkündeten laute Jubelrufe der Festgäste, daß die Ehre des Mannes und die Würde des Häuptlings fleckenlos dastehe und daß die Tugend der Braut ihrem hohen Range gleichwertig sei. In der ersten Begeisterung zerschnitten sich die nächsten Anverwandten der Braut mit spitzen Steinen das Gesicht, bis das Blut floss, und die alten Ehrendamen verkündeten in lautschallenden Gesängen den Triumph ihres Schüßlings und führten die jetzt zitternde und verschämte Braut den Blicken der freudig erregten Menge vor. Immer und immer wieder begrüßte donnernder Applaus die Braut, während sie auf dem Anger auf- und abgeführt wurde. Dann erschienen die jungen Gespielinnen der Braut aufs neue, um die alten Damen abzulösen und die Braut in das für sie bestimmte Haus zu geleiten, wo sie mehrere Tage zurückgezogen lebte.

Doch hatte eine derartige große Hochzeitsfeier bisweilen auch ihre

dunkle Kehrseite. Wenn es sich nämlich herausstellte, daß die Braut ihre jungfräuliche Ehre nicht bewahrt hatte und dadurch auf ihren Stamm und vor allem auf den Häuptling Schande und Verachtung brachte, so fielen ihre Brüder, ja bisweilen der eigene Vater über die Unglückliche mit ihren Keulen her und erschlugen sie auf der Stelle, wo ihre Schande offenbar geworden war; jede Erinnerung an ihr Dasein wurde beseitigt und verabscheut, sogar ihr Name wurde aus den Annalen des Stammes ausgetilgt. Jene Keuschheitsprobe, welcher die vornehmen Bräute unterworfen wurden, entzieht sich wegen ihrer Obscönität der näheren Beschreibung; glücklicherweise ist sie seit der Einführung des Christentums im Archipele auf den Aussterbeetat gekommen.

Nach glücklich überstandener Probe wurden die von dem Stamme des Bräutigams zusammengebrachten Geschenke ebenfalls auf dem Malao ausgestellt und dann dem Vater der Braut und deren Stammesangehörigen feierlichst übergeben. Ein großes Festmahl bildet den Abschluß des Tages, worauf dann in den Nachstunden ein Tanzfest folgte. Fünf oder sechs Monate nach der Hochzeit kamen beide Stämme wieder zu einem Festmahle zusammen, und ein erneuerter Austausch von Geschenken war gleichsam der letzte Festakt.

Jetzt ist es in den Christengemeinden Sitte geworden, daß die jungen Männer, die auf Freiersfüßen gehen, sich nicht mehr der Vermittelung von Freunden bei der Bewerbung um die Hand eines Mädchens bedienen, sondern sich direkt mit Liebesbriefen an die Auserkorene wenden. Wir geben hier die Übersetzung eines solchen Briefes: „Dies ist mein Schreiben an Dich, Saema. Ich bin Tuliau. Sehr groß ist meine Liebe zu Dir. Sehr groß ist mein Verlangen nach Dir. Dies ist mein Schreiben an Dich, Saema, nämlich Dich zu fragen, ob Du meine Frau werden willst.“ Sind das Mädchen und dessen Eltern mit der Bewerbung einverstanden, so folgt seinerzeit die Trauung in der Dorfkirche vor dem Missionar. Hinterdrein giebt es dann noch einen Austausch von Geschenken, deren Menge und Wert sich nach dem Stande der jungen Leute richtet.

Wenn in der heidnischen Zeit die junge Frau eines Häuptlings oder vornehmen Samoaners ihren Wohnsitz in der Familie ihres Mannes nahm, brachte sie als eine Art Gesellschafterin die Tochter ihres Bruders mit, welche damit zugleich die Konkubine ihres Mannes wurde. Von einem Bruder, der seine Tochter nicht bereitwillig zu einem solchen Zwecke hergegeben hätte, urteilte die Volksstimme, daß er seine Pflichten gegenüber der

Schwester gröblich vernachlässige und den Zorn des Familiengottes auf sich lade. That der Bruder seine Pflicht nicht, so versorgten die mütterlichen Verwandten der jungen Frau diese mit einer Gesellschafterin. So konnte es vorkommen, daß ein Häuptling mit seiner rechtmäßigen Frau zugleich 1—3 Konkubinen erheiratete.

Da die Hochzeitsfeierlichkeiten für den Häuptling und fast noch mehr für dessen Freunde eine reiche Einnahmequelle bildeten, so drängten die letzteren den Häuptling zu neuen Eheschließungen; ja sie nahmen oft die Sache ganz selbständig in die Hand, suchten eine passende Familie von gleichem Range ausfindig zu machen und erlebigten alle Präliminarien, wobei es gleichgültig war, wie das betreffende junge Mädchen zu der Sache stand. Innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit konnte es demnach ein Häuptling auf 10—12 Frauen und Konkubinen bringen. Indes lehrten infolge von Zermürbungen und Eifersuchtszenen manche dieser Frauen bald wieder ins elterliche Haus zurück, und es war eigentlich ein Ausnahmefall, wenn ein Häuptling mit mehr als 2 Frauen gleichzeitig lebte.

War eine Ehe nur mit Rücksicht auf die zu erhoffenden Geschenke und Festfreuden zustande gekommen, so konnte man ziemlich sicher darauf rechnen, daß die junge Frau nur ein paar Tage oder Wochen mit ihrem Manne zusammenlebte, um dann zu den Ihrigen zurückzukehren. War aber ein Paar mehrere Jahre hindurch verheiratet gewesen und tauchte dann bei beiden der Wunsch nach einer Trennung auf, so wurden gewisse Formen dabei gewahrt. Man besprach die Scheidung in größter Ruhe, vollzog eine angemessene Vermögensteilung, und dann wurde die Frau zu ihren Angehörigen zurückgeleitet. Waren kleine Kinder vorhanden, so nahm die Mutter dieselben mit sich, während die größeren bei dem Vater verblieben. Vollzog sich so die Scheidung ohne besondere Schwierigkeiten, so durfte es jedoch die geschiedene Frau bei Lebzeiten ihres ersten Mannes nicht wagen, eine zweite Ehe einzugehen. Selbst nach seinem Tode bedurfte sie, wenn er ein Häuptling von hohem Range gewesen war, zur Schließung einer neuen Ehe der besonderen Zustimmung seitens der Familie des Verstorbenen. Wollte es ein Freier wagen, eine solche geschiedene Frau zu heiraten, ohne sich mit den Verwandten ihres ersten Mannes auseinanderzusetzen zu haben, so stand sein Leben auf dem Spiele; zum mindesten konnte ihn jene Familie zur Zahlung einer beträchtlichen Buße zwingen.

Der Bruder des verstorbenen Mannes hielt sich für verpflichtet, seine verwitwete Schwägerin zu heiraten, und deren verwaiste Kinder sahen in

ihm ihren Vater. War der Bruder bereits verheiratet, so zog die Witwe als zweite Frau in sein Haus. Im Falle, daß mehrere Brüder vorhanden waren, machten diese unter sich aus, wer die Schwägerin heiraten sollte. War kein Bruder da, so bot sich irgend ein anderer Verwandter des Verstorbenen an, die Witwe zur Frau zu nehmen. Hatten aber beide Teile keine Lust, zu einer neuen Ehe zu schreiten, so stand es im Belieben der Witwe, zu ihren Verwandten zurückzukehren.

Ehebruch kam in der heidnischen Zeit häufig vor, obgleich er auf dem Wege der Privatrache oft streng bestraft wurde. Wenn der beleidigte Gatte nach dem Blute des Verführers dürstete, so sah die öffentliche Meinung darin etwas Selbstverständliches. Das Schlimmste bei dieser Selbsthilfe war, daß nicht nur der Schuldige selbst, sondern zugleich sein Bruder oder irgend ein naher Verwandter von ihm Gefahr lief, der Rache des Getrübten zum Opfer zu fallen.

Eine eigentümliche Institution Samoas, die sich bis in die Gegenwart erhalten hat, ist die der sogenannten „Taupou“ oder Ehrenjungfrauen. Jede einigermaßen ansehnliche Ortschaft hat eine derartige Würdenträgerin, die in den meisten Fällen die leibliche oder Adoptivtochter des Häuptlings ist. Eine solche Taupou hat bei festlichen Gelegenheiten, so zu sagen, die Honneurs zu machen, fremde Gäste namens ihres Ortes zu empfangen, den beliebten Ravatranf für sie zu bereiten und sonst noch für ihre Bequemlichkeit und Unterhaltung zu sorgen. Bei allen festlichen Aufzügen und Tänzen nimmt sie die leitende Stellung ein und ist von einem Gefolge junger Mädchen begleitet. Fort und fort steht sie dabei unter der strengen Aufsicht mehrerer älterer Frauen. Ließ sie sich in sittlicher Beziehung etwas zu Schulden kommen, so wurde sie in der älteren Zeit von ihren eigenen Angehörigen mit der Keule erschlagen; späterhin begnügte man sich in solchen Fällen damit, sie tüchtig mit Stockhieben zu züchtigen und mit Schimpf und Schande ihres Ehrenpostens verlustig zu erklären.

VII. Kapitel.

Krankheit und Sterben. Das Totenreich.

Die Samoaner behandelten ihre kranken Angehörigen sehr rücksichtsvoll und suchten besonders ihre Wünsche nach irgend welchen Leckerbissen zu befriedigen. Alle Krankheiten sah man als Zeichen des Mißfallens irgend einer Gottheit an, und so war denn bei einem Krankheitsfall in der Familie

das erste was man that, daß man den Dorfpriester um Rat fragte und durch seine Vermittlung die erzürnte Gottheit zu versöhnen suchte. Der schlaue Priester, der bei jeder Konsultation ein Geschenk erhalten mußte, war nie in Verlegenheit um einen guten Rat. Auch wußte er immer genau den Grund anzugeben, um deswillen der Gott die Krankheit geschickt habe, und das passende Sühnegeſchenk zu bezeichnen. Auch hier traf es sich meist so, daß der Gott das begehrte — etwa ein Boot, ein Stück Land —, was dem Priester angenehm war.

Hatte letzterer gerade keinen Bedarf nach irgend etwas oder besaßen die Angehörigen des Kranken nichts von dem, wonach sein Sinn stand, so berief er die ganze Familie um das Bett des Kranken zusammen und ließ sie ihre Sünden beichten. Diesem Verlangen kam ein jeder gewissenhaft nach und bekannte alles Böse, was er sich je in seinem Leben hatte zu Schulden kommen lassen. Ob das nun Diebstahl, Ehebruch, Verführung, Lügen, Verwünschung eines Kranken oder sonstige Verfehlungen waren, um die es sich handelte, so bekannten doch alle männlichen und weiblichen Verwandten mit offenkundiger Reue ihre Sünden und zum Zeichen ihrer Aufrichtigkeit nahmen sie etwas Wasser in den Mund und spritzten es auf das Lager des Kranken.

Drohte die Krankheit einen tödtlichen Ausgang zu nehmen, so wurden alle entfernt wohnenden Verwandten herbeigerufen, und ein jedes kam mit wertvollen Geschenken, um dem Kranken damit seine Liebe zu bezeugen. Beim Eintritt des Todes erhob sich im Trauerhause ein unbeschreibliches Wehklagen, und die nächsten Familienangehörigen richteten die zärtlichsten Bitten an den Sterbenden, sie doch nicht zu verlassen. Dann zerrissen die Leidtragenden ihre Kleider und rauchten sich die Haare aus, schlugen sich mit spitzen Steinen den Kopf blutig und brachten sich mit glühenden Holzstäbchen Brandwunden am Körper bei.

Nachdem der erste Schmerzensausbruch vorüber war, legte man die Leiche auf eine Matte in die Mitte des Hauses, salbte sie mit wohlriechendem Kokosnußöl und wickelte sie, je nach dem Range des Verstorbenen, in Siapo oder in die kostbarsten Matten ein. Das Gesicht, welches ebenfalls mit parfümiertem Öle und außerdem noch mit Curcumaſaft eingerieben war, blieb unverhüllt, und auf die Brust legte man eine Rolle vom weichsten Baststoff, um das Kinn zu stützen. Der Leichnam eines Häuptlings ward in ein Boot, das die Stelle eines Sarges vertritt, gebettet und das Ganze dann nochmals mit Siapo und Matten umwickelt und dicht

verschnürt. So lange die Leiche im Hause lag, ließ man sie nie allein; die Verwandten hielten die Ehrenwache und während der ganzen Zeit wurde ein helles Feuer auf dem Herde unterhalten. Keine Nahrungsmittel durften in das Trauerhaus gebracht werden, und die Leichenwache hatte tagsüber zu fasten. Erst in der Nacht durften die Familienangehörigen außerhalb des Hauses ihren Hunger stillen. Doch war es ihnen verboten, die Speisen mit der Hand selbst zum Munde zu führen, sie mußten sich vielmehr von anderen füttern lassen, sonst hätten sie den Zorn des Familiengottes auf sich herabbeschworen. Am Ende des fünften Tages wuschen sich die Leidtragenden Hände und Gesicht in warmem Wasser, und nach dieser Reinigung durften sie wieder ihren gewöhnlichen Verrichtungen nachgehen.

Kam es vor, daß mehrere Glieder einer Familie an derselben Krankheit starben, so wurde die Leiche geöffnet, die entzündeten Teile nahm man sorgfältig heraus und verbrannte sie nach der Bestattung des Leichnams, in dem Glauben, daß dadurch eine weitere Übertragung der Krankheit auf die übrigen Familienglieder unmöglich gemacht werde.

Während die Leiche eines gewöhnlichen Samoaners regelmäßig am Tage nach eingetretenem Tode beerdigt wurde, blieben die Überreste eines großen Häuptlings, je nach den näheren Umständen, 10—30 Tage über der Erde. In dieser Zeit mußte alle Arbeit in dem Dorfe ruhen und kein fremder Wanderer durfte durch den Ort hindurchziehen. Der Unglückliche der ahnungslos des Weges kam, mußte gewärtigen, mit einem Keulenschlag niedergestreckt zu werden. In allen Häusern brannten Tag und Nacht Feuer und auch im Freien wurden an verschiedenen Punkten des Dorfes des Nachts Feuer angezündet, während die jungen Männer die Wege abpatrouillierten und den Ruhm des verstorbenen Häuptlings verkündigten, worauf die Frauen im Trauerhause mit einem Liede zu Ehren des Toten antworteten. Gegen Mitternacht begaben sich die jungen Männer ebenfalls in das Haus des Verstorbenen und setzten die Klagegesänge bis zum Morgengrauen fort.

War der Häuptling mit mehreren Stämmen verwandt, so wurde die Leiche nicht eher bestattet, als bis allen Gelegenheit gegeben war, sich von ihr zu verabschieden. Zu diesem Behufe wurde die Leiche unter Gesang von jedem Stamme durch seine Ansiedelungen getragen. Endlich kam der Tag der Beerdigung, an welchem 5—6 Männer auf ihren Schultern die Leiche zu Grabe trugen, während Freunde und Verwandte in unregelmäßigem Zuge laut klagend folgten. Der Trinkbecher, das Bambuskopf-

kissen, die Matten und Baststoffe, welche während der letzten Krankheit in Gebrauch genommen worden waren, ferner die Stöcke, mit denen man das Grab ausgehöhlt hatte, wurden dem Toten mit in die Gruft gegeben. Auf den Sarg legte man dann noch mehr Matten und Siapo; hierauf kam eine Schicht Korallensand und schließlich wurden Erdschollen darüber gehäuft. Die Leiche wurde so im Grabe gebettet, daß das Angesicht der untergehenden Sonne zugekehrt war.

Am Tage nach dem Begräbniß fand eine Verteilung der dem Verstorbenen gewidmeten Geschenke in der Weise statt, daß jeder, der etwas ins Trauerhaus mitgebracht hatte, eine entsprechende Gegengabe erhielt, eine Sitte, die sehr viel dazu beitrug, die Trauerverammlung wieder aufzuheitern.

Gemeinsame Begräbnißplätze waren den Samoanern etwas Unbekanntes. Sie begruben ihre Toten innerhalb des Dorfbereiches in der Nähe ihrer Häuser. Selbst die Gebeine derer, welche im Kriege fern von der Heimat den Tod gefunden hatten, wurden sorgfältig in das Familiengrab übergeführt. Schrecklich dünkte dem Samoaner das Schicksal dessen, der von Feindes Hand getroffen unbestattet in irgend einem abgelegenen Winkel vermoderte. Sein umherirrender Geist ließ die überlebenden Familienglieder nicht zur Ruhe kommen und aus jedem knarrenden Baumaste, aus jedem Knäusen des Waldes glaubten sie seine Wehklage herauszuhören: „Ich bin kalt, ich bin kalt!“

Das Grab eines Häuptlings nannte man das „Haus mit dem Sandelholzdach“; es bestand aus einem sorgfältig von Steinen zusammengefügtten Rechteck, welches in der Kopfgegend die Höhe von 4 Fuß hatte, und nach dem Fußende sich um einen Fuß senkte. Obenauf lagen von der Sonne gebleichte Muscheln und weiße Kiesel vom Strande, und ringsum stakten Speere im Boden. Auf dem Grabe eines hervorragenden Helden legte man wohl auch seine Keule nieder zur Erinnerung an seine Kriegsthaten. Das Grab eines gemeinen Mannes hieß die „bestimmte Ruhestätte“ und bestand aus einem 2 Fuß hohen, mit Steinen belegten Hügel.

Alle diese Gebräuche werden jetzt fast gar nicht mehr beobachtet. Stirbt jemand, so wird er nach christlichem Ritus vom Missionar oder dessen eingeborenen Gehilfen in aller Stille bestattet; höchstens findet noch ein kleiner Austausch von Geschenken statt. Auch jetzt noch findet man nur ausnahmsweise hier und da einen Gottesacker.

Im Glauben der alten Samoaner spielte das Totenreich eine

wichtige Rolle, dessen Eingang im äußersten Westen der Insel Savaii liegen sollte. Zwei dort befindliche kreisrunde Wasserbecken galten als die Stätte, wo die Geister der Verstorbenen in die Unterwelt hinabtauchten; das größere von beiden war für die Häuptlinge, das kleinere für das niedere Volk bestimmt. In der Nähe dieses gemiedenen Platzes stand eine einsame Kokospalme. Streifte der entfliehende Geist an deren Stamm an, so lehrte er in den eben verlassenen Leib wieder zurück, und der scheinbare Tote wurde wieder lebendig. In der Unterwelt unterschied man Himmel, Erde und Meer, und die mit einem neuen Körper bekleideten Geister führten ein ähnliches Leben, wie vordem auf der Erde; auch in der Unterwelt hatten die Häuptlinge einen besseren Platz, die ausgesuchteste Nahrung und mancherlei andere Vergünstigungen im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Volke.

Nächtlicherweile konnten sich die Geister in Feuerfunken verwandeln und zeitweilig wieder auf die Oberwelt zurückkehren, wo sie Krankheit und Tod über ihre Familienangehörigen brachten. Daher legte jeder Samoaner großen Wert darauf, sich mit einem Todkranken auf möglichst guten Fuß zu stellen, um gegen spätere Belästigungen eines Geistes gesichert zu sein.

VIII. Kapitel.

Die Kriegsführung in alten Zeiten.

Im Volksleben der heidnischen und leider auch noch der christlichen Samoaner spielen Stammesfehden und Kriege der einzelnen Distrikte untereinander eine bedeutsame Rolle. Oft war es nur eine ganz geringfügige Veranlassung, die den Ausbruch der Feindseligkeiten herbeiführte. Eine spöttische Bemerkung über einen Häuptling, Eifersüchteleien oder Zerrwürfnisse wegen Frauen genügten, um die Kriegsfurie zu entfesseln. Doch gab es immerhin auch im letzten Augenblicke noch eine Möglichkeit, Blutvergießen zu verhüten, wenn der schuldige Teil eine beträchtliche Buße zahlte und sich vor dem Gegner demüthigte. Die Betreffenden zogen dann mit Brennholz, Blättern, Steinen und Bambusmessern beladen, vor das Haus des Getränkten und warfen sich stumm vor ihm auf den Boden nieder. Diese symbolische Handlung sollte soviel sagen, wie: „Hier sind wir, deine Schweine. Es steht in deinem Belieben, uns zu schlachten und zu braten. Das Feuerungsmaterial und die Schlachtmesser haben wir gleich mitgebracht.“

Als Kriegswaffen dienten in der heidnischen Zeit Reulen, Streitärte, Speere und Schleudern; letztere Waffe war sehr gefürchtet, da durch die

geschleuberten Steine gefährliche Knochenzermalmungen verursacht wurden. Bei Ausbruch des Krieges sandten die Häuptlinge nach den verschiedensten Richtungen Boten aus, um möglichst viel Bundesgenossen zu werben, die sich an einem bestimmten Sammelplatze einzufinden hatten. Die Grenzlinie, welche die beiden feindlichen Distrikte schied, bildete meistens das Schlachtfeld; daher wurden auch die beiderseitigen Grenzdörfer sofort von Bewaffneten besetzt. Zum Kriegsdienst verpflichtet war jeder männliche Samoaner, sobald er alt genug war, um eine Keule schwingen zu können. Wollte einer nicht mit in den Kampf ziehen, so hatte sein Häuptling das Recht, den Widerspenstigen seines gesamten Besitzes zu berauben und ihn aus seiner Heimat zu verbannen.

In jedem Distrikt gab es ein bestimmtes Dorf oder eine Gruppe von Dörfern, deren waffenfähige Mannschaft im Krieg die Vorhut bildete. Es war von alters her ihr Vorrecht, an der Spitze des Heeres zu marschieren. Obgleich ihre Verluste dementsprechend doppelt schwer waren, so waren sie doch stolz auf die Ehre, zuerst an den Feind zu kommen, und hätten um keinen Preis ihr Privilegium aufgegeben. In Friedenszeiten brachte man den Männern und Jünglingen aus diesen Dörfern besondere Ehrenbezeugungen dar; auch wurden sie bei öffentlichen Festen reichlicher als andere bewirtet.

Gleichzeitig mit der Landmacht pflegte auch eine gut bemannte Flotille von Kriegsbooten in Thätigkeit zu treten. Die Seetreffen führten gewöhnlich zu einem sehr blutigen Handgemenge. Gefangene zu machen, war nicht Sitte; der besiegte Gegner wurde getötet, wenn es ihm nicht gelang, sich durch schleunige Flucht zu retten.

Die Frauen und Kinder, sowie die wehrlosen Alten, pflegte man bei Ausbruch des Krieges in einen abseits gelegenen Schlupfwinkel (Olo) in Sicherheit zu bringen. Die siegreiche Partei suchte, sobald sie das Versteck ausfindig gemacht hatte, die dort zurückgelassene Schutzwache zu überwältigen, um dann ihre Wut an den hilflosen Geschöpfen auszulassen. Ohne Erbarmen wurden die Gefangenen abgeschlachtet, wenn nicht ausnahmsweise die eine oder andere Frau als Beute mit heimgeschleppt wurde. Bisweilen erhielten die Angehörigen der unterlegenen Partei in ihrem Versteck gerade noch rechtzeitig Kunde von dem Anrücken ihrer Feinde und konnten sich in den Urwald im Innern flüchten.

Aber in den meisten Fällen war dies nur ein kurzer Aufschub des ihnen drohenden Geschicks; denn der Hunger zwang sie schließlich, sich dem grau-

samen Feinde zu ergeben. Es kam wohl auch vor, daß die Besiegten und ihre Angehörigen sich vor dem verfolgenden Feinde in eine der auf Samoa zahlreich vorhandenen Basalthöhlen zurückzogen. Gelang es dem Sieger, das Versteck ausfindig zu machen, so wurde sofort Brennholz zusammengetragen und vor dem Eingange zur Höhle aufgeschichtet, um die Eingeschlossenen auszurauchern. Man kennt jetzt noch eine Anzahl solcher Plätze, wo die Überreste ganzer Dorfschaften hingemordet worden sind.

Wollten die im Felde einander gegenüberstehenden Truppen einen Waffenstillstand abschließen, so geschah dies in der Weise, daß man das Symbol der *Mafanua*, der Landeskriegsgottheit, mitten zwischen den beiden Parteien niederlegte. Von Stund an durften die Vorposten mit einander verkehren, ohne die geringste Belästigung fürchten zu müssen. Auch außerhalb des Waffenstillstandes war es vornehmen Samoanerinnen bisweilen gestattet, als Vermittlerinnen aus einem Heerlager ins andere zu wandern, ihre Neutralität wurde dann gewissenhaft respektiert.

Auch nach dem Friedensschlusse harrte der besiegten Partei ein trauriges Los. Ihre Dörfer waren niedergebrannt, die Pflanzungen verwüstet und, wenn es ihnen auch gestattet wurde, sich wieder in der alten Heimat niederzulassen, so waren sie doch den größten Beleidigungen seitens der Sieger schutzlos preisgegeben. Diese drangen zu beliebiger Zeit in die Häuser ein und eigneten sich an, was ihnen beliebte; auch scheuten sie nicht davor zurück, sich an den Frauen und Töchtern der Unterjochten zu vergreifen. Da konnte es z. B. vorkommen, daß ein Knabe von der siegreichen Partei einem schwachen Greise gebot, die niedrigsten Dienste für ihn zu verrichten. Wehe dem Betreffenden, wenn er sich geweigert hätte; denn dann wäre bald danach eine Strafexpedition angerückt gekommen, um das ganze Dorf zu verwüsten.

Manchmal zwang man die Besiegten, Kokospalmen zu erklimmen, Nüsse zu brechen und zwei zusammengebundene Früchte in den Zähnen haltend, den Kopf nach unten gewandt, wieder herabzusteigen. Bei andern Gelegenheiten mußten Angehörige der unterlegenen Partei in der See Stachelrochen fangen, dieselben in die Luft schleudern und mit den bloßen Händen wieder auffangen, die dann von den ein scharfes Gift bergenden Stacheln der Fische schwer verletzt wurden. Auch war es nichts ungewöhnliches, daß sie von ihren Peinigern zum Kauen giftiger Wurzeln genötigt wurden, was schmerzvolle Anschwellungen zur Folge hatte. Eine Weigerung, derartige Qualereien über sich ergehen zu lassen, führte nur zu neuen Züchtigungen.

Selbst die Leichen der Gefallenen wurden nicht verschont. Man schnitt ihnen die Köpfe ab, trug diese im Triumph umher und überließ Kopf und Rumpf schließlich den Kindern, welche die blutigen Überreste im Dorfe hin und her schleiften und nach Belieben verstümmelten. Am grellsten trat die Barbarei der samoanischen Kriegsführung im Jahre 1830 zu Tage, als nach tapferer Gegenwehr die Bewohner Anas, der Landschaft im Westen Upolus, die Waffen vor den siegreichen Kriegern der Insel Manono strecken mußten. Noch am Abend desselben Tages, an welchem die Entscheidungsschlacht stattgefunden hatte, begannen die entmenschten Sieger damit, bei Maota auf der Nordwestküste Upolus eine gewaltige Grube auszuheben, welche sie bis zum Rande mit Brennholz ausfüllten. In den entzündeten Scheiterhaufen warfen sie dann eine Menge — die Angaben der Augenzeugen schwanken zwischen 200 und 400 Opfern — Frauen, Kinder und alte Leute hinein, die in den Flammen einen elenden Tod fanden. Zu jeder Tages- und Nachtstunde folgten die Opfer auf einander; nur dann trat notgedrungen eine Pause ein, wenn unter der großen Anzahl von hineingeschleuderten Menschen das Feuer auszugehen drohte und neuer Vorrat an Brennholz aufgeschichtet werden mußte. Durch zwei Tage und Nächte hindurch zogen sich die Greuelsen. Unschuldige Kinder trippelten wohlgemut an der Seite der sie führenden Mörder dahin, die ihnen vorgelogen hatten, daß ihnen nichts geschehen würde. Aber anstatt zum Badeplatz geführt zu werden, wie sie erwartet hatten, kamen sie plötzlich in Sicht der feurigen Glut, in der sich die Ihrigen im Todeskampfe wandten. Unter dem wilden Triumphgeschrei der entmenschten Krieger warf man auch diese zarten Kinder in das Flammenmeer hinein.

Lange Jahre hindurch ist die Erinnerung an diese grauenhafte That in den Herzen der Eingeborenen wach geblieben; die benachbarten Eingeborenen haben dafür Sorge getragen, daß der Wald die Opferstätte (Tito) nicht überwuchs. Eine kreisrunde Fläche, deren Peripherie mit schwarzer Holzkohle und deren Innenseite mit weißem, immer wieder erneutem Korallensande bedeckt ist, hält bei den Samoanern das Gedächtnis an die Greuel der heidnischen Zeit wach.

IX. Kapitel.

Vergnügungen und Lustbarkeiten.

Unter all den mannigfachen Vergnügungen, mit welchen sich die alten Samoaner die Zeit zu vertreiben pflegten, spielten Tänze die Hauptrolle, deren man fünf verschiedene Arten kannte. Am beliebtesten war der Po-ula (Nacht des Spieles, des Vergnügens), ein obsöner, nächtlicher Tanz, der besonders gern aufgeführt wurde, wenn in einem Orte Besuch eingelehrt war, der sich gewöhnlich daran beteiligte. Mit einbrechender Nacht pflegten sich Zuschauer und Tänzer am Festorte einzufinden, nachdem jedermann die größtmögliche Sorgfalt auf Toilette und Aufputz verwandt hatte. Das einzige Kleidungsstück, welches die Männer an solchen Tanzabenden trugen, war der schmale Titi oder Blättergürtel, während der weibliche Teil eine weiße oder rote Matte mit flockiger Außenseite um die Hüften geschlungen hatte, sodaß der Oberleib ganz entblößt blieb. Besondere Mühe verwandten beide Geschlechter auf den Haarschmuck; die Männer ließen ihr Haar lang über die Schulter herabhängen; die Frauen dagegen, die ihr Haar kurz trugen, verliehen ihm durch Einreiben mit Pulu (Harz vom Brotfruchtbaum) oder mit einer Pomade von einer hellfarbigen Sorte Thon eine gewisse Steifigkeit; letztere Pomade wurde hinterdrein mit Kaltwasser wieder abgespült, was den Haaren die soviel begehrte und beliebte braune Färbung verlieh. Arm- und Stirnbänder, oder Blumenguirlanden, dazu womöglich große Perlen von meist blauer Farbe, vervollständigten die Galatracht beider Geschlechter, das Kotosnußöl und anderes parfümiertes Öl nicht zu vergessen, mit dem Männer und Frauen sich alle Glieder reichlich einsalbten.

Waren alle Festteilnehmer beisammen, so begann die Tanzaufführung mit dem sogenannten Tafua-lo-fala, einer musikalischen Produktion, die darin bestand, daß man mit Stöcken auf eine die Stelle einer Trommel vertretende Rolle von Mattenstoff losßlug. Hierauf stimmte einer der am Tanze Beteiligten einen Gesang an, in den alle übrigen im Chor einfielen. Diese Gesänge hatten verschiedenen Inhalt; gewöhnlich enthielten sie Anspielungen auf bestimmte Persönlichkeiten oder Vorkommnisse von lokalem Interesse. Nach beendigtem Gesange wurde die Mattenrolle wieder bearbeitet, aber diesmal von einer anderen Person. Nachdem zwei Anwesende einen neuen Gesang, in den die ganze Versammlung wieder im Chor einstimmte, be-

endet hatten, begann endlich der Tanz und zwar zunächst seitens der Kinder, welche die Zuschauer eine Weile durch ihre Künste erheiterten, um sich dann auf ihre alten Plätze niederzulassen. Nach einem eingeschobenen Gesange erhoben sich fünf Männer zum Tanze; ihnen folgten fünf Frauen und schließlich tanzten, nach eingelegter kurzer Pause, sämtliche Teilnehmer und zwar die Geschlechter gesondert. Der Gesang währte nach derselben einförmigen Melodie fort, nur die Textesworte wechselten.

Die letzte Tanzfigur wurde von einer einzelnen Persönlichkeit ausgeführt, die gewöhnlich eine vornehme Samoanerin oder ein Häuptling war, und von zwei Personen aus dem Gefolge des Tänzers oder der Tänzerin angeführt. Nur ganz geschickte Tänzer wagten sich an eine derartige Ausführung; da beim geringsten Versehen eine Flut von Spott in Lied und Wort sich über den Unglücklichen ergoß. War diese kunstvolle Tour vorüber, so tauschten die männlichen Teilnehmer am Tanze ihre Gürtel aus und begannen verschiedene possierliche Übungen und Kunststückchen auszuführen, die das Vorspiel zu den unsagbar gemeinen Orgien bildeten, womit das Fest schloß. Seitens der Zuschauer wurden jene Gemeinheiten mit viel Beifall und Gelächter aufgenommen.

Der sogenannte *Olo ao-siva* war, wie der Name besagt, ein am Tage ausgeführter Tanz, bei dem auch die mit dem *Po-ula* verknüpften Ausschreitungen fehlten. Er war das ausschließliche Privilegium der vornehmen Stände und ähnelte mehr, als die anderen Tänze, einem kunstvollen Reigen, indem graziose Bewegungen und Gesten die Hauptrolle spielten.

Sehr beliebt bei den jungen Leuten der im Innern gelegenen Dörfer war der *O lo siva-a-oso* genannte Tanz, bei welchem jeder Mittanzende die Bambuspfeife oder Flöte blies. Bei allen Tänzen, mit Ausnahme des an zweiter Stelle genannten, bestand die Kunstfertigkeit darin, daß man Arme und Beine die grotesksten Stellungen und Lagen annehmen ließ, bald auf- und niedersprang oder sich im Kreise drehte; fast alle Bewegungen, besonders die der Frauen, trugen einen lusternen Charakter. Zur Begleitung der Tänze gehört übrigens das Zusammenklatschen der Hände.

An Musikinstrumenten hatten die alten Samoaner keinen sonderlichen Reichtum; sie beschränkten sich auf die Trommel, die Flöte und zwei oder drei verschiedene Arten von Pfeifen. Die aus Bambusrohr angefertigte Flöte, welcher eine Reihe klagender Töne entlockt wurden, erfreute sich bei dem jungen Volke einer großen Beliebtheit.

O lo faaalii war eine der Hirtenflöte ähnliche Pfeife, nur etwas kleiner.

Auch gab es noch vier andere Arten von Pfeifen, welche vielfach von Kindern bei ihren Spielen gebraucht wurden, nämlich. O le-faa-alii-lau-ti, O le fāa-ili-au-lauti und O le pu-masoa.

Ein anderes, pfeifenähnliches Instrument, O le fāa-ili-niu-vao, welches kräftigere Töne, als die übrigen Pfeifen von sich gab, wurde früher oft von Kriegerern auf ihren Märschen oder bei Mustern und Heerschauen (aungāu) gebraucht.

O le pu, die Ochsenmaulmuschel, diente als eine Art Signaltrompete sowohl bei festlichen Aufzügen in Friedenszeiten, als auch während des Kampfes und bei der siegreichen Heimkehr aus dem Kriege.

O le Nafa, die Trommel der Samoaner, oder wie sie auch genannt wurde, O le fāa-alii, wurde hergestellt, indem man ein sechs bis acht Fuß langes Stück eines Baumstammes derartig aushöhlte, daß die Öffnung einem in der Längsrichtung laufendem Schlitze glich. Sollte die Trommel benutzt werden, so wurde sie, um den Schall zu verstärken, auf eine Schicht Kokosnußmatten der Länge nach gebettet und mit zwei kurzen Stöcken oder Hämmern bearbeitet. In alten Zeiten stand die Benutzung einer solchen Trommel nur den sieben Familien Malietoa, Ama, Me, Afi-o-langi, Mata-afa, Pilomaiaua und Sa Bea zu.

O le pulotu oder O le fāa-alii-la-iti war ein kleines zur Begleitung von Sologefängen benutztes Instrument, welches in der Weise hergestellt wurde, daß man ein dünnes Brettchen lose in ein Stück hartes Holz einfügte. Das Instrument wurde mit zwei kleinen Stöckchen zum Ertdönen gebracht, und obgleich die so erzeugte Musik nicht sonderlich gefällig sein mochte, wurde der O le pulotu ausschließlich von den Oberhäuptlingen gespielt, von denen es einige sowohl im Gebrauch dieses Instrumentes als auch der Nafa zu großer Fertigkeit gebracht hatten.

Die Samoaner waren auch ein sangeslustiges Volk; es fehlte nicht an guten Stimmen. Bei ihren Melodien überwog die Molltonart. Ein beliebter Gesang hieß O le vila; er begann mit einem Solo und ging dann in Chorgesang über, wobei alle Sänger in die Hände klatschten. O le solo war ein Gesang, der besonders beim Vortrage gewisser Gedichte an die Reihe kam.

Sehr verbreitet waren auch Leibesübungen, wie Boxen, Wettlauf, Ring-, Stoß- und Keulenkämpfe. Bei einem Spiele faßte einer einen Zweiten fest um die Taille und der Zweite that dasselbe mit einem Dritten. Dann legten sich alle Drei auf den Erdboden und forderten einen aus den Zuschauern

auf, den Versuch zu machen, sie zu trennen. Gelang es ihm, so zahlten die drei eine Strafe; umgekehrt hatte jener die Kosten der Wette zu tragen. Die Keulenwettkämpfe arteten oft aus und nahmen einen ernstern Charakter an; die Gegner bearbeiteten sich mit den langen Stielenden der Kotosnußwedel (lapalapa), welche an Schwere und Festigkeit Keulen nichts nachgaben. Mit dieser gefährlichen Waffe stürmten die Kämpfenden auf einander los, und gar mancher trug aus dem Wettkampfe einen Arm- oder Schädelbruch davon.

Auch das Boren, welches besonders an Festtagen betrieben wurde, führte öfters zu ernstern Zusammenstößen. Es war keine Seltenheit, daß auch Frauen in die Arena traten und sich den Ruhm einer geschickten Borerin zu erwerben suchten. Bei den Ringkämpfen standen sich gewöhnlich je vier Samoaner gegenüber. Diejenige Partei, welche die meisten Besiegten in ihren Reihen zählte, hatte den Obstiegenden ein fertig zubereitetes Schwein nebst dem dazu gehörigen Taro oder sonst irgend welche Nahrungsmittel, um die man gewettet hatte, zu präsentieren. Der Siegespreis pflegte bei all diesen Samoaner Wettkämpfen in etwas Eßbarem zu bestehen.

Sehr verbreitet war das Speerwerfen. Die Jünglinge zweier benachbarter Dörfer suchten gegenseitig ihre Geschicklichkeit zu erproben und kamen überein, kleine hölzerne Speere nach einem bestimmten Ziele zu schleudern, und zwar in der Weise, daß der Speer unterwegs einmal auf dem Boden aufsprallen und dann in der Richtung des Zieles weiterschnellen mußte. Bei einer anderen Form des Speerwerfens, O le Tolonga, benutzte man als Ziel den abgehauenen Stamm einer Kotospalme, welchen man umgekehrt in die Erde einrammte. Beim Spiel kam es nun darauf an, den langen schweren Stab oder Speer in hohem Bogen so zu werfen, daß er sich in das weiche und schwammige Wurzelende des Stammes einbohrte. Die Gegenpartei suchte dann ihrerseits durch geschickte Würfe die Geschosse des Gegners von dem Stamme wegzuschlagen. Ein Spiel gab es auch, wo sich ein Mann als Ziel für die Wurfspere hergab. Zur Deckung hatte er anstatt des Schildes eine Keule in der Hand, mit welcher er gewöhnlich in überraschend geschickter Weise Speer auf Speer parierte.

In manchen Distrikten wurden alljährlich große Feste zu Ehren der betreffenden Kriegsgötter abgehalten. Eins, das im Anadistrikt gefeiert wurde, hieß O le Tapu-o-A'ana-i-le Fe'e, d. i. die Weihe Aana's an Fe'e, seinen Kriegsgott. Mit diesem Feste waren allerlei Wettkämpfe, Tänze und die damit zusammenhängenden Orgien verknüpft, welche in rascher Reihenfolge

während der Festtage mit einander abwechselten. Nach kurzer Pause pflegte der Distrikt Atua mit einem ähnlichen Feste nachzufolgen, welches O lo amo-o-Atua-ia Tupua-le-ngase, die Übergabe Atua's an Tupua-le-ngase (Jupiter) genannt ward und in ähnlicher Weise verlief, nur daß die Feierlichkeiten nacheinander in zwei verschiedenen Malaeß stattfanden, dem von Moamoa in Falefa und Falepapa in Lufilufi.

Unter den Wurfspielen war eins, O Lafonga-tape, mit welchem sich nur Häuptlinge die Zeit vertreiben durften. Bei diesem Spiele wurde auf dem Boden eine große Matte ausgebreitet, auf deren vier Ecken sich die vier Spieler niederließen. Im Mittelpunkt der großen Matte war eine ganz kleine, viereckige Matte angebracht, auf welcher ein Stück von einer Kokosnußschale lag. Jeder der Teilnehmer, welcher mit fünf glatt polierten Scheiben aus Kokosnußschalen versehen war, suchte von seinem Platze aus, die in der Mitte liegende Schale so zu treffen, daß sie wegflog und die seinigen dafür auf der kleinen Matte liegen blieben. Den Gewinn heimste derjenige ein, von dem zuletzt die meisten Scheiben in der Mitte lagen.

Das Kokosnußdrehen war ein anderes Spiel, welches den Samoanern viel Vergnügen machte. Die Spielgenossen bildeten einen Kreis, in dessen Mitte ein Unparteiischer eine Kokosnuß in möglichst rasche Drehung versetzte. War letztere wieder zur Ruhe gekommen, so wurde nachgefordert, nach welcher Person hin die drei schwarzen Punkte oder „Augen“ der Kokosnuß zeigten. Dem Betreffenden wurde eine kleine Arbeit zum Besten der anderen übertragen, z. B. Kastanien zu enthülsen oder eine Tracht Kokosnüsse zu holen. Dieses Nußdrehen hatte für den Samoaner die Bedeutung des Losens oder Würfelns. Wenn z. B. unter einer Anzahl von Leuten keines Lust hatte, eine bestimmte Arbeit zu verrichten oder einen notwendigen Botengang zu thun, so wurde die Sache dadurch entschieden, daß man eine Kokosnuß drehte und nachsah, wem sie ihr „Angesicht“, wie sich die Samoaner ausdrückten, zuwandte. Der Betreffende mußte dann den Auftrag ausführen. Auch suchte man auf diese Weise einen Dieb aus einer größeren Menschenmenge ausfindig zu machen.

Bei dem O lo Talinga Matua oder O lo Lapeinga genannten Spiele handelt es sich um das Erraten einer bestimmten Zahl. Von zwei Personen, die sich einander gegenüber sitzen, streckt einer seine zusammengeballte Hand aus, um unmittelbar darauf eine Anzahl Finger vorzuschellen und mit dem Rücken seiner Hand auf die Sitzmatte zu schlagen. Sein Gegenüber muß

nun versuchen, die Zahl der ausgestreckten Finger zu erraten. Gelingt ihm das, so hat er einen Punkt im Spiel gewonnen.

Das Spiel O Fuanga besteht darin, daß der Betreffende eine Anzahl Orangen, etwa sechs bis acht, in die Luft wirft und in derselben möglichst lange zu erhalten sucht. Das O lo Teauanga genannte Spiel ist ganz ähnlich, nur daß hierbei die Früchte mit rückwärts gerichteten Händen in die Höhe geschleudert werden.

O lo Tangati'a kann gleichzeitig von mehreren Personen gespielt werden, von denen sich jede bemüht, eine schwächige, geschälte Rute von dem Fu'afu'a-Baume mit einem Druck des Zeigefingers möglichst weit über den Boden hinzuschleudern.

Merkwürdige Spiele und Possenreihereien wurden an den zehn Tagen, welche unmittelbar auf das Begräbniß einer vornehmen Persönlichkeit folgten, zum Besten gegeben, um die Langeweile der Nachtwachen in dieser Trauerzeit zu vertreiben.

Geschichtenerzählen, O lo faa-ngono, war ein bei Hoch und Niedrig gleich beliebter Zeitvertreib. Die vorgetragenen Geschichten waren stets frei erfunden, und es gab Samoaner, die wegen ihrer fruchtbaren Phantasie und Erzählergabe sich eines großen Ansehens erfreuten. Desgleichen machte das Rätseln dem Samoaner viel Vergnügen. Einige von den verbreitetsten Rätseln seien mit ihrer Auflösung hier angeführt.

1. Ein Mann steht immer vor der Thür mit einer Last auf dem Rücken. — Lösung: Eine Bananenstaude mit ihrem Fruchtbündel.

2. Hier sind zwanzig Brüder, jeder mit einem Hut auf dem Kopfe. — Lösung: Die Finger und Zehen eines Menschen; als Hüte gelten die Nägel.

3. Ein Mann, welcher zwischen zwei gefräßigen Fischen steht. — Lösung: Die zwischen den beiden Zahnreihen vorgestreckte Zunge des Menschen.

4. Hier sind vier Brüder, welche immer ihren Vater tragen. — Lösung: Das aus vier Weinen und einem Bambusstück bestehende Kopfstück des Samoaners.

5. Da ist ein Mann, der Tag und Nacht beständig ruft. — Lösung: Die nie rastende Brandung auf dem Riffe.

6. Hier ist ein Mann, der beim Verlassen des Waldes sehr klein, aber bei seiner Ankunft am Strande sehr groß ist. — Lösung: Der Saft des Papiermaulbeerbaums, der zunächst nur in schmalen Streifen abgelöst wird, dann aber durch Hämmern zu größeren Zeugstücken breit geschlagen wird.

7. Ein Mann mit weißem Kopfe erhebt sich über die Umzäunung und reicht bis zum Himmel. — Lösung: Der vom Ofen aufsteigende Rauch.

8. Es schläft jemand auf einem Lager von Waldfischzähnen? — Lösung: Eine Henne, die Eier ausbrütet.

9. Viele Brüder, aber nur ein Eingeweide. — Lösung: Auf eine Schnur gereichte Perlen.

10. Ein langes Haus mit einem einzigen Tragpfeiler. — Lösung: Die Nase mit ihrer Scheidewand.

Auch Reimspiele waren dem Samoaner nicht unbekannt. Die eine Partei wählte z. B. die Namen von Bäumen und die Gegenpartei Personennamen, die sich darauf reimten. „Da ist der Fau-Baum. Kennt uns einen Namen, der sich darauf reimt.“ Als Antwort wurde dann etwa der Name „Tulifau“ genannt. Weiter folgte vielleicht auf den Baumnamen Toa der Personennamen Tuisamoa. Das ging so fort, bis die eine Partei ihren Vorrat an Namen erschöpft hatte und ihre Niederlage eingestehen mußte. In ähnlicher Weise suchten zwei Spielparteien Vogel- und Fischnamen auf einander zu reimen, z. B. Lupe: Une; Ngongo: Alongo; Tiotala: Ngatala.

Ferner hatten die Samoaner Scherzreime, die rasch hintereinander hergesagt werden mußten. Stodte der Betreffende oder kam die geringste Verwechselung vor, so war eine Strafe gefällig. Wir führen zwei derselben hier an.

Na au sau mai Safata,	Na au sau mai Mali'oli'o,
Ou ase i le ngatai ala,	Lou ala i umu,
E fafanga i si au tiaa,	Lou ala i paito,
Fafanga, fafanga, pa le manava.	Lou ala i puto pute,
Fafanga, fafanga pa le manava	Lou ala i pute puto.

Unter einem Volke, das mit dem Meere so vertraut war, spielte natürlich auch der Wassersport eine große Rolle. Alle die verschiedenen Volksklassen waren darauf veressen, und dank ihrer großen Fertigkeit im Schwimmen vermochten sie derartige Kunststücke mit einer Kühnheit auszuführen, die auf den zuschauenden Europäer ordentlich verblüffend wirkte. Bei dem sogenannten O le Turi-oso-ifo-Spiele springt die Jugend beiderlei Geschlechts von irgend einer steil abstürzenden Felswand hinunter in die See und wiederholt diese Übung stundenlang. Zu Zeiten stellt sich als Störenfried ein Hai ein; aber wenn es nicht gerade einer von der gefürchteten

Tanifa-Art ist, läßt man sich durch den Eindringling wenig im Spiele betirren. Beim Alarmruf O lo Tanifa dagegen flieht das ganze muntere Völkchen so hurtig als möglich auf den Strand.

Bei einem andern Wassersport, O lo Fa'ase'enga, handelt es sich darum in einem kleinen Fischerkahn (paopao) die Brandungswellen, welche beim Passieren des Rifles einen Teil ihrer Kraft eingebüßt haben, abzapfen und sich auf ihrem Ramm mit Blitzesschnelle an den Strand treiben zu lassen. Bisweilen kann man eine Schar Kinder sehen, die unter Jubelgeschrei ihre winzigen Rähne mit kleinen Rudern in den Wogenschwall hinein treiben. Schlägt einmal ein Kahn um, so lachen die Übrigen ihren ungeschickten Kameraden herzlich aus.

O lo Folaunanga, Wettsegeln, ist ein Vergnügen, dem alle Stände und Lebensalter in Samoa huldigten, sobald eine halbwegs günstige Brise wehte. Viele Boote segelten dann um die Wette über die im Sonnenglanz strahlende Lagune dahin. Auch that sich wohl eine Schar Jünglinge zusammen, zimmerte ein Doppelboot oder Floß, und versah es mit einem großen Mattensegel, um dann stundenlange Regatten in den stillen Küstengewässern abzuhalten. Auch kürzere Reisen gaben Anlaß zu solchen Wettfahrten. Es war eine Ausnahme, daß zwei Boote ruhig neben einander segelten, ohne sich gegenseitig auf ihre Schnelligkeit hin herauszufordern. Auch kam es vor, daß eine Partei am Land längs des Strandes dem Ziele zustrebte, während die andern im Boote vorwärts eilte.

Sogar Zähne und Kinnladen mußten der Wettlust Dienste leisten. Ein Mann machte sich z. B. anheischig, mit seinen Zähnen fünf große Kastanien zu enthüllen und die Kerne zu verzehren, ehe ein anderer nach einem bestimmten Orte gelaufen und von dort wieder zurückgelehrt wäre. Verlor er die Wette, so zahlte er seinen Korb Kokosnüsse oder was sonst ausgemacht war.

Ein Zeitvertreib, dem besonders die Häuptlinge mit Vorliebe huldigten, war die Taubenjagd. Die Jagdsaison begann um den Juni herum, und große Vorbereitungen gingen dem Aufbruch voraus. Manchmal wurden aus dieser Veranlassung alle Schweine in einem Dorfe geschlachtet und gebraten. Mit allen möglichen Vorräten beladen, machte sich die ganze Bevölkerung des Ortes auf den Weg nach den bestimmten Fangplätzen im Bergwalde. Dort schlug man Hütten auf und huldigte oft mehrere Monate hindurch dem beliebten Sporte.

Nachdem eine kreisrunde Fläche meist auf einem Bergsattel abgeholzt war, ließen sich die Häuptlinge in angemessener Entfernung voneinander am Waldrande unter einem niedrigen mit Baumzweigen bedeckten Schutzbache nieder; in der Rechten hielten sie ein an einer langen Bambusstange befestigtes Fangnetz; in der Linken hatten sie auf einer Holzgabel eine gezähmte Waldtaube. Diese war darauf dressiert, sich etwas in die Luft zu erheben und im Kreise herum zu fliegen, soweit es die dreißig Fuß lange Schnur erlaubte, mit welcher sie an die Stange gefesselt war. Jeder Jäger ließ seine eigene Taube steigen, und bald gewann es den Anschein, als ob hier mitten im Walde ein Flug Wildtauben nach Futter eingefallen sei. Es währte nicht lange, so kamen wilde Tauben herbeigeflogen, und jeder Häuptling gab sich Mühe, die ihm zunächst Befindliche in seinem Netze zu fangen. Wer die größte Anzahl von Tauben erbeutet hatte, galt als der Held des Tages und wurde von seinen Freunden mit verschiedenen Gerichten regaliert, von denen er großmütiger Weise seinen weniger begünstigten Genossen wieder abgab. Ein Teil der Beute wurde an Ort und Stelle gebraten und verspeist, während andere verteilt und gezähmt wurden, um für spätere Jagden als Lockvögel zu dienen. Diese Arbeit des Abrichtens war eine Lieblingsbeschäftigung der Samoaner.

X. Kapitel.

Das Haus des Samoaners.

Das Haus des Samoaners ist seinem Grundriß nach entweder elliptisch oder kreisrund und gleicht in letzterem Falle einem riesigen Bienenkorbe von fünfunddreißig Fuß im Durchmesser und hundert Fuß Umfang. Der untere Rand des Daches ruht auf einer großen Anzahl vier bis fünf Fuß langer Pfeiler, welche in Zwischenräumen von je vier Fuß angebracht sind. Diese Zwischenräume, von denen man nicht weiß, ob man sie Thür- oder Fensteröffnungen nennen soll, werden nachts durch Rolllalousien von grobem Koloßblattgeflecht geschlossen. Während des Tages rollt man die Jalousien in die Höhe, damit die frische Luft unbehindert im Innern des Hauses circulieren kann. Der Fußboden ist sechs bis acht Zoll hoch mit groben Steinen und darüber mit einer Lage glatter Kiesel bedeckt. Dann folgt ein Doppellager von gewöhnlichen Koloßmatten und feineren Matten.

Die Häuser hervorragender Häuptlinge sind auf einem drei Fuß hohen steinernen Unterbau errichtet. In der Mittellinie des Hauses erheben sich

zwei oder drei 20 Fuß lange Pfeiler, welche drei Fuß tief in den Boden eingelassen sind, und die Aufgabe haben, den Dachstuhl zu tragen. Der Raum zwischen den Dachbalken ist durch sogenannte Rippen vom Holze des Brotfruchtbaumes ausgefüllt. Letzteres wird in kleine Stücke gespalten und dann zu einer baumstarken langen Rute zusammengefügt, welche von dem Stuhl bis zum unteren Dachrande reicht. Durch Querbölzer und Kotosbaststricke werden die einzelne Stücke im Verbande erhalten. Dieses einem Vogelbauer ähnelnde Dachsparrenwerk macht einen sehr soliden und zugleich zierlichen Eindruck und pflegt von den Fremden sehr bewundert zu werden. Das Holz des Brotfruchtbaumes, aus dem die besseren Häuser meist erbaut sind ist sehr dauerhaft und bleibt, wenn es vor Nässe geschützt wird, ungefähr fünfzig Jahre gesund.

Auch das Deckmaterial des Daches wird mit großer Sorgfalt und nicht ohne Geschmack arrangiert. Die langen getrockneten Blätter des wilden Zuckerrohrs werden auf fünf Fuß lange Rohrstäbe festgebunden, und mit diesen Lagen deckt man das Dach, indem man sie schuppensförmig übereinander legt und an den Rippen und Balken mit Kotosbaststricken festbindet. Diese Bedachung hält durchschnittlich sieben Jahre. Zu einem mittelgroßen Hause braucht man ungefähr 2—4000 Rohrlagen. Das Sammeln und Aufnähen der Zuckerrohrblätter ist Sache der Frauen. Eine fleißige Arbeiterin kann in einem Tage fünfzig Lagen fertig bringen, während drei Dachbedcker — so viele arbeiten immer gleichzeitig — täglich 500 Stück verlegen und befestigen. Was Kühle und Ventilation in den Häusern anlangt, so übertrifft dieses Deckmaterial das europäische bei weitem. Dagegen ist es ein Übelstand, daß sich bei stürmischem Wetter die einzelnen Lagen heben und dem Regen Einlaß ins Innere des Hauses gestatten. Doch läßt sich dem in etwas vorbeugen, wenn man das Dach mit einem Netz von Kotosbaststricken überzieht oder bei drohendem Sturme, wie es die Eingeborenen wohl auch thun, auf das Dach eine Lage schwerer Palmwedel aufschichtet.

Die großen ovalen oder kreisrunden Dächer sind so konstruiert, daß sie im Ganzen von den Tragpfeilern abgehoben und anders wohin, sei es nun zu Lande oder auf dem Wasserwege mittelst eines aus Rähnen zusammengefügten Floßes, transportiert werden können. Indes zerlegt man bei der Überführung eines Hauses das Dach gewöhnlich in vier Teile, nämlich die beiden Seiten und Enden, wo die Zimmerleute Verbandhölzer angebracht haben, die leicht losgelöst und wieder zusammengebunden werden können.

In dem ganzen Hause von altfamoanischer Bauart wird man vergeblich nach einem einzigen Nagel suchen; alles wird mit Baststricken festgemacht. Da ein Haus oft als Geschenk, Strafzahlung oder Ausstattung verwandt wird, so ist eine Übertragung desselben von einem Orte nach einem andern nichts seltenes. Bei der Aneinanderreihung der Häuser zu einer Ortschaft wird auf Symmetrie nicht die geringste Rücksicht genommen. Selten stehen drei Häuser in einer geraden Linie. Wo dem Samoaner der Baumschatten, die Windrichtung, die Höhe des Baugrundes gerade behagt, da setzt er sein Haus hin.

Ein Haus im alten Stile hat nur ein einziges Zimmer, das bei Tage als Empfangsalon, Speisezimmer u. s. w. dient und des Nachts als Schlafraum für die Familie verwandt wird. Doch schlafen die Insassen deswegen nicht bunt durcheinander. Wer etwa um Mitternacht einen Blick in das Haus eines Samoaners hineinwerfen würde, fände in dem Innern fünf bis sechs längliche „Zelte“ (Tainamu), die an Schnüren befestigt sind, welche quer durch das Haus laufen. Sie sind aus Baststoff verfertigt, haben eine Höhe von fünf Fuß und umschließen die Schlafmatte auf allen vier Seiten. Auf diese Weise werden von dem Schlafraum, welcher ein Rechteck von etwa acht Fuß Länge und fünf Fuß Breite bildete, die Moskitos ferngehalten. Das Bett selbst besteht aus vier bis fünf locker über einander gelegten Matten. Als Kopfstützen dient ein drei Zoll dickes Bambusrohr von drei bis fünf Fuß Länge, welches auf vier kurzen hölzernen Füßen ruht. Nur Kranke erhielten ausnahmsweise eine weichere Kopfunterlage. Zur Bettausstattung gehörte in alten Zeiten nur noch eine Matte oder ein Stück Baststoff als Zudecke. Morgens wurde das Bett mit samt den Matten, dem Kopfstützen und der Zudecke zusammengerollt und auf einem Regal zwischen den Mittelpfeilern des Hauses geborgen.

Die zur Familie gehörenden unverheirateten jungen Männer schliefen meist für sich im Falotelo, dem Rat- oder Gemeinbause, dem beliebten Sammelplatz aller Junggesellen. Sie bauten sich häufig auch ein Stangengerüst in die See, dessen Boden mehrere Fuß über dem Wasserspiegel lag, um dort unbelästigt von Moskitos ihre Nachtruhe zu halten. Junge Mädchen, besonders wenn sie aus angesehenen Familien waren, wurden während ihrer Nachtruhe sorgfältig bewacht. Die ihnen zur Begleitung beigegebene weibliche Bedienung schlief an ihrer Seite, während das männliche Gefolge entweder die Nachtwache übernahm oder doch wenigstens in der Nähe im vorderen Teile des Hauses ihr Lager aufschlug.

Das Hausgerät beanspruchte in einer samoanischen Wohnung wenig Platz. Fischspeere und Netze, Ärte, Keulen, Bogen und Pfeile, Kokosnussschalen, verschiedene Körbe mit Curcumafarbe und den Utensilien, die bei der Fabrication des Baststoffes gebraucht wurden, hingen entweder von den Dachbalken herab oder waren in die Bedachung hineingesteckt. Auf dem Lattengestell zwischen den Mittelpfeilern des Hauses waren Schlaf- und Sitzmatten, Bambuskopfstützen, Siapobündel und Fächer aufgestapelt. Im rückwärtigen Teile des Hauses befand sich ein Fata genanntes Podest, auf dem man die wertvollsten Matten verwahrte. Zum notwendigen Hausinventar gehörten auch ein paar schönegieserte zahme Tauben, die entweder auf der Stange frei dasaßen oder in ihrem Käfig hockten. Auf ihre Fütterung und Abrichtung wurde sehr große Sorgfalt verwandt, und der Hausherr ward nicht müde, ihnen allerlei Kunststücke beizubringen.

Die Feuerstätte war in der Mitte des Hauses angebracht und bestand aus einer kreisrunden Vertiefung von zwei bis drei Fuß Durchmesser, die mit einer Thonschicht ausgelegt war. Sie diente nicht Kochzwecken, sondern zur Beleuchtung des Hauses während der Nacht. Tagsüber trugen die Frauen einen Vorrat bürter Palmwedel zusammen, mit denen ein hellbrennendes Feuer unterhalten wurde, während die Familie beim Essen und zu gemüthlicher Unterhaltung vereinigt war.

XI. Kapitel.

Der Einzug des Evangeliums in Samoa.

Ein Jahrhundert war verrauscht, seitdem niederländische Seefahrer die Kunde von der Entdeckung der Samoa-Inseln nach Europa getragen hatten, und noch hatte kein Glaubensbote das ferne Gestade betreten. Da war es im Sommer des Jahres 1830 einer der hervorragenden Sendboten der Londoner Missionsgesellschaft, der bis zu seinem Märtyrertode unermüdblich thätige Sübseemissionar John Williams, welcher als der Erste das Panier des Kreuzes in jenem Archipel aufpflanzte. Mit seinem primitiven, von ihm selbst gebauten Missionschiffe, dem „Friedensboten“, näherte er sich am 22. August 1830 der felsengepanzten Südküste Savaiis, begleitet von seinem Mitarbeiter, Missionar Barff und 8 polynesischen Lehrerfamilien — 6 von den Gesellschafts- und 2 von den Hervey-Inseln —, die sich erbieten hatten, die Samoaner mit dem Evangelium bekannt zu machen. Auch hatte Williams unterwegs, als er die Tonga-Inseln berührte, in

Tongatabu einen von Savaii stammenden Häuptling, Namens Fauea, welcher 11 Jahre zuvor mit seiner Frau als Flüchtling die Heimat hatte verlassen müssen, an Bord genommen, weil er hoffen durfte, durch dessen Vermittelung bei seinen Landsleuten leichter Eingang zu finden. Faueas Frau hatte der Predigt der auf Tonga arbeitenden Wesleyaner Missionare ein aufmerksames Ohr geliehet und sich durch die Taufe in die christliche Gemeinde aufnehmen lassen, während er den entscheidenden Schritt zwar noch nicht gethan hatte, aber sich doch zum Evangelium hingezogen fühlte.

Während der stürmischen Seefahrt hatte Fauea zu wiederholten Malen den Missionaren voll sichtlicher Sorge von den Unthaten des Samoanischen Priesterkönigs Tamasainga erzählt und es als seine feste Überzeugung ausgesprochen, daß es von dem Gutdünken jenes gefürchteten Mannes abhängen werde, ob die Mission auf den Samoa-Inseln festen Fuß fassen könne. Und siehe da, als das Missionschiff lange vergeblich nach einem sicheren Ankerplätze suchend, hart an der Südküste Savaiis entlang fuhr und von den Booten der Eingeborenen umschwärmt wurde, war die erste Neuigkeit, welche Fauea von seinen Landsleuten erkundete, die Botschaft: „Tamasainga ist tot.“ Ein paar Wochen vorher war dieser grausame Tyrann erschlagen worden. Jubelnd theilte Fauea die wichtige Nachricht Williams mit, indem er ausrief: „Der Teufel ist tot! Nun wird das Volk das Iota (Evangelium) annehmen.“

Als der „Friedensbote“ an einem Sonntagmorgen endlich Schutz vor dem heftigen Südostpassate in einer kleinen Bucht der Südküste fand, wimmelte das Ufer bald von Eingeborenen, die nicht die geringste Scheu vor den fremden Besuchern zeigten und aus Faueas Munde eine sehr stark aufgetragene Schilderung der Vorzüge, welche die Weißen dank ihrer Religion vor den heidnischen Insulanern genossen, staunend vernahmen. „Muß nicht die Religion dieser Fremden gut und weise sein?“ so redete er seine begierig lauschenden Landsleute an — „sehet sie einmal genau an und dann vergleicht euer Aussehen damit. Ihr Kopf ist bedeckt, während der eurige den Sonnenstrahlen und Regengüssen schutzlos preisgegeben ist. Ihr Körper ist mit schönen Kleidern umhüllt; ihr dagegen müßt euch mit einem Blätterschurz um die Hüften begnügen. Ja, diese Leute haben sogar eine Bekleidung für ihre Füße, während die eurigen denen eines Hundes ähneln. Und dann betrachtet euch einmal ihre Ärte, ihre Scheren und die anderen Sachen — wie reich sind sie gegen euch!“ Diese Rede schien nicht geringen Eindruck auf die Insulaner zu machen. Einige von ihnen drängten sich

an die Missionare heran und zogen ihnen die Schuhe aus. Als sie die Strümpfe an den Füßen sahen, riefen sie verwundert aus: „Was für außergewöhnliche Leute sind diese Fremden! Sie haben keine Fehen wie wir.“

Williams ließ an jenem ersten Ankerplatze die polynesischen Lehrer mit ihren Angehörigen auf ein paar Stunden an Land gehen, wo sie von dem dortigen Häuptling freundlich aufgenommen und bewirtet wurden. Fauea's Frau, die auch mit gelandet war, benutzte die Gelegenheit, um der rasch zusammengeströmten Volksmenge in noch wirksamerer Weise als ihr Mann von der wunderbaren Umwandlung zu erzählen, die das Evangelium unter den Tonganern bewirkt habe, und auf den reichen Segen hinzuweisen, den es auch ihnen bringen werde, wenn sie die Gottesbotschaft aus dem Munde der Missionare gläubig aufnehmen würden.

Als Williams am übernächsten Tage die Fahrt in nördlicher Richtung durch die Meeresstraße, die Savaii von Upolu scheidet, fortsetzte, bot sich seinen Augen ein erschütternder Anblick dar. Auf der Küste der letztgenannten Insel stiegen mächtige Rauch- und Flammensäulen in die Luft. Wie die Missionare von den Eingeborenen erfuhren, hatte am selben Morgen dort eine Schlacht stattgefunden, und der siegreiche Malietoa, der Oberhäuptling von Savaii, war nun mit seinen Kriegern beschäftigt, die Wohnstätten und Pflanzungen der unterlegenen Partei zu zerstören und die armen wehrlosen Frauen, Kinder und Greise, die in seine Hände gefallen waren, zu verbrennen. Den heidnischen Samoanern dünkte es ein Rätsel, daß sich die weißen Männer über das graufige Schicksal jener ihnen doch fremden Opfer des Krieges aufregten.

Während sich solche Schreckensscenen auf dem benachbarten Upolu abspielten, landete Williams die 8 eingeborenen Missionslehrer mit ihren Frauen und Kindern in Sapapalii, einer Ortschaft auf der Ostküste Savaiis; die eine Hälfte von ihnen wurde in der Residenz des Oberhäuptlings Malietoa untergebracht, während dessen jüngerer Bruder Tamalalangi die übrigen bei sich aufnahm. Kein Samoaner vergriff sich an dem Eigentum der Lehrer; vielmehr wurden die auf verschiedene Boote der Eingeborenen verteilten Habseligkeiten denselben am Lande gewissenhaft wieder ausgehändigt; es fehlte nicht das geringste. Dagegen wurden von den Lehrern einige ihrer Kinder schmerzlich vermißt; aber auch diese erhielten die besorgten Eltern nach langen Stunden des Wartens unverfehrt wieder. Es stellte sich hinterdrein heraus, daß die große Gastfreundlichkeit der Samoaner an ihrem

Verschwinden schuld war. Jeder Eingeborene nämlich, welcher ein solches Kind in seinem Boote ans Land gebracht hatte, war so stolz auf diese Ehre, daß er das Kind erst in sein Haus trug, ein Schweinchen schlachtete und den kleinen Gast tüchtig fütterte, ehe er ihn seinen besorgten Angehörigen aushändigte.

Nachdem Tamalelangi die Missionare schon freundlich begrüßt und ihnen für die seinem Verwandten Fauea erwiesenen Wohlthaten gedankt hatte, kam auch Malietoa, dem inzwischen die Ankunft der fremden Gottesmänner angesagt worden war, an Bord des Missionschiffes, wo ihm Williams mit dem Geschenk eines tahitischen Mantels eine große Freude bereitete. Als die Missionare das Gespräch auf seine grausame Kriegsführung brachten, erzählte er ganz stolz von den Erfolgen jenes Tages und erklärte, daß er zum Kampfe gezwungen gewesen sei, um seinen ermordeten Verwandten Tamafinga zu rächen. Wenn er die Gefangenen nicht verbrenne, würden seine Krieger keinen Respekt vor ihm haben. Sei der jetzige Krieg aber vorüber, so werde er Sorge dafür tragen, daß in Samoa keine Kämpfe mehr stattfänden; er selbst wolle dann ein Diener Jehovas werden.

Am folgenden Abende bereitete Malietoa den Missionaren in seiner Residenz einen großartigen Empfang. An dem Strande von Sapapalii brannte ein mächtiges Feuer, das den im Schiffsboote herantubenden als Zielpunkt diente; Fackelträger geleiteten die Ehrengäste durch die Spalier bildenden dicht gedrängten Volksmassen hindurch zur Wohnung des Oberhäuptlings. Mit Keulen und Speeren bewaffnete Eingeborene hielten die Ordnung unter der Menge aufrecht. Sogar in den Kronen der am Wege stehenden Kolospalmen hatten sich Neugierige eingenistet, deren vom Fackelschein beleuchtete braune Gesichter seltsam von dem Grün der Palmwedel sich abhoben. Williams und Barff hatten beide eine Art Ehrenwache erhalten und schritten, von Tamalelangi geleitet, dem Hause Malietoas zu. Als Williams etwas davon verlauten ließ, daß er von dem langen Rudern — das Schiff war nämlich von der Meeresströmung weit vom Lande abgetrieben worden — totmüde sei, gab Tamalelangi seinen Leuten einen Wink und flugs hoben 20 Arme den Missionar vom Boden auf und trugen ihn eine Viertelstunde weit bis in den Ort, wo sie ihn auf eine für ihn bestimmte prächtige Matte vor dem Oberhäuptling niedersetzten.

Malietoa hieß nun die Glaubensboten auf Savaii willkommen und bot ihnen sein eigenes Haus zur Wohnung an. Diese baten jedoch um die Erlaubnis, die wenigen Tage ihres Aufenthaltes auf der Insel bei den

polynesischen Lehrern zubringen zu dürfen. An einem der folgenden Tage fand in Gegenwart einer großen Volksmenge die feierliche Übergabe der Lehrer in den Schutz der beiden Häuptlinge statt. Kaum waren die Missionare in das Gemeindehaus, wo diesmal die Feierlichkeit stattfand, eingetreten, als ihnen Malietoa zwei seiner Töchter entgegen sandte, um Sikmatten vor ihnen auszubreiten. Dann erschien er selbst mit zwei prächtigen Matten und einem langen Stück Baststoff, dessen eines Ende um seinen Leib gewickelt war, während das andere als eine Art Schleppe ihm von einer älteren Frau nachgetragen wurde. Diese Sachen legte er als Gastgeschenke zu den Füßen der Missionare nieder und nahm dann ihnen gegenüber seinen Platz ein. Die Beschenkten dankten dem Oberhäuptling für seine Güte, fügten aber ausdrücklich hinzu, daß sie nicht mit der Absicht, sich zu bereichern, sein Land aufgesucht hätten; der einzige Zweck ihrer Reise sei, ihm und seinen Volke zur Erkenntnis des wahren Gottes zu verhelfen und auf ihrer Insel Lehrer zurückzulassen, die ihnen den Weg des Heiles zeigen könnten. Ihr Wunsch sei es nun, aus seinem Munde zu hören, ob er einwillige, daß sich die Lehrer auf der Insel niederließen und daß sein Volk in der christlichen Religion unterwiesen werde.

Er gab zur Antwort, daß er für ihr Kommen dankbar sei und den Lehrern mit Freundlichkeit begegnen werde, und als Williams nochmals ausdrücklich Auskunft darüber beehrte, ob er der Ausbreitung der Christenlehre kein Hindernis in den Weg legen werde, erwiderte Malietoa: „Ich muß jetzt mit meinen Leuten nach Upolu in den Krieg ziehen. Aber sogleich nach meiner Rückkehr von dort, will ich ein Verehrer Jehovas werden und mich von den Lehrern unterweisen lassen. Unterdessen steht dieses Haus zu eurer Verfügung; hier mögt ihr einstweilen lehren und predigen. Kommen wir aus dem Kriege heim, so wollen wir ein besonderes Gebäude aufrichten, wie es euren Bedürfnissen entspricht. Wer von meinen Unterthanen zu Hause bleibt, kann gleich morgen kommen und einen Anfang damit machen, etwas von Jehovah und Jesu Christo zu lernen.“ Williams seinerseits gab das Versprechen, wo möglich in Jahresfrist wiederzukehren und, wenn er fände, daß Malietoa sein Wort gehalten habe, durch englische Missionare das begonnene Werk weiter zu führen.

In Sapapalii bot sich Williams auch noch Gelegenheit, mit dem hünenhaften Oberhäuptling Matetau, dem mächtigen Gebieter der Insel Manono, bekannt zu werden. Des letzteren dringende Bitte, ihm einen Lehrer für sein kleines Inselreich abzulassen, konnte Williams zur Zeit

leider nicht erfüllen; doch versprach er bei seiner nächsten Wiedertehr ihm einen Lehrer mitzubringen. Da Matetau im Laufe des Gesprächs die Bemerkung mit hatte einfließen lassen, daß er nicht nur selber lernen, sondern auch seine Untergebenen dazu anhalten wolle, so hielt es der Missionar nicht für überflüssig, ihm einzuschärfen, daß er ja nicht mit Gewalt seinem Volke das Evangelium aufdrängen solle. Er möge mit einem guten Beispiele vorangehen und das Weitere dem Walten Gottes überlassen. Unter dem hundertstimmigen Zurufe des Volkes: „Groß ist unsere Liebe zu den englischen Häuptlingen!“ und nach einem herzbewegenden Abschiede von den Familien der polynesischen Lehrer segelte Williams in Barffs Begleitung wieder nach ihrem bisherigen Standquartier Rajatea zurück.

XII. Kapitel.

John Williams' zweite Missionsreise nach Samoa.

Erst im Herbst 1832 konnte Missionar Williams sein Versprechen, bald nach Samoa zurückzukehren, erfüllen. Ein furchtbarer Orkan, der das Missionschiff zum Stranden brachte, hatte ihn länger als er ahnen konnte, auf der Insel Karotonga zurückgehalten. Von dem Karotonganer König Matea und dem von derselben Insel stammenden eingeborenen Missionsgehilfen Teava begleitet, konnte Williams endlich am 11. Oktober 1832 von Karotonga mit dem „Friedesboten“ in See stechen. Diesmal gedachte der Missionar auch den östlichen Inseln des Samoa-Archipels einen Besuch abzustatten. Nach sechstägiger von Wind und Wetter ungemein begünstigter Fahrt kam am 17. Oktober Tau, die größte der drei Manua-Inseln, in Sicht. So bald das Schiff näher kam, stießen eine Anzahl mit Eingeborenen bemannte Boote vom Inselstrande ab und ruderten dem „Friedesboten“ entgegen. In einem der Boote standen ein paar Eingeborene und riefen: „Wir sind Söhne des Wortes und warten auf ein falau lotu (Religionschiff), das uns Leute bringen soll, die sie Missionare nennen, damit sie uns etwas von Jesu Christo erzählen. Ist etwa euer Schiff dasjenige, auf welches wir warten?“

Ein stattlicher Eingeborener ließ sich nun von dem inzwischen ins Wasser gelassenen Schiffsbboot aufnehmen und führte sich selbst als einen Christen oder „Sohn des Wortes“ ein. Natürlich war seine Freude groß, als er erfuhr, daß er das „Religionschiff“ vor sich habe und er beorderte alsbald seine Leute, alle in seinem Fahrzeuge befindlichen Kokosnüsse und

sonstigen Lebensmittel als Geschenk an Bord des Missionschiffes zu bringen. Auch hat er dringend um einen Missionar und als er erfuhr, daß sich nur ein solcher an Bord befinde, der zudem schon für die Insel Manono bestimmt sei, war er sehr enttäuscht, und ließ sich nur durch das Versprechen beruhigen, daß ihm sobald als möglich ein anderer Lehrer zugesandt werden solle. Wie Williams von einem anderen Eingeborenen erfuhr, hatten schiffbrüchige Insulaner von dem südlich von Tahiti gelegenen Raiwawai die erste Kunde des Christentums nach Tau gebracht. Auf der Rückfahrt von Tubuai, der Nachbarinsel Raiwawais, waren sie vom Sturme verschlagen worden und hatten während ihrer dreimonatlichen Irrfahrt auf der Wasserwüste zwanzig ihrer Genossen durch den Tod verloren. Die Überlebenden landeten auf Tau und hatten seitdem regelmäßig Gottesdienst gehalten und auch eine kleine Kapelle erbaut. Einer von den Schiffbrüchigen, Namens Hura, machte den Lehrer der übrigen, die als sorgfältig gehüteten Schatz die 8 Teile der damals vorhandenen tahitischen Bibelübersetzung aus den Wellen gerettet hatten und nun fleißig darin lasen.

Als der „Friedensbote“ eben im Begriff war, seine Fahrt weiter westwärts fortzusetzen, kam ein stattlicher junger Samoaner an Bord mit der Bitte, ihn nach seiner Heimatinsel Tutuila mitzunehmen. Williams ging gern auf seine Bitte ein, als er erfuhr, daß jener Mann sich den Christen angeschlossen habe und nun Verlangen danach trage, die frohe Botschaft, die ihm zu teil geworden, auch seinen Landsleuten zu bringen. Bei der Einfahrt in die von den beiden übrigen Manua-Inseln Ofu und Olofenga gebildeten Bucht kam dem Missionschiff ein alter Häuptling in seinem Boote entgegen. Derselbe hatte von Savaii und Upolu her noch nichts über die neue Lehre vernommen und lauschte mit großem Interesse auf das, was er von Williams und dessen Begleitern über den Zweck ihrer Fahrt erfuhr. Auch dieser Mann bat um einen Lehrer, den er mit der größten Freundlichkeit zu behandeln versprach, und als er auf spätere Zeiten vertröstet werden mußte, stellte er an Williams das Anstinnen, einen von den eingeborenen Matrosen auf der Insel als Bürgen dafür zurückzulassen, daß er sich später wieder dort blicken lassen werde. Dann bat er ihn, ein paar Tage in seinem Dorfe zu verweilen, worauf Williams indes nicht eingehen konnte, weil ihm viel daran lag, am folgenden Sonntage auf Savaii zu sein. Eine weitere Bitte des Häuptlings um ein Gewehr und Munition ward dem Missionar ein Anlaß, ihn dringend ans Herz zu legen, er möchte doch von seiner grausamen Kriegführung ablassen, und den wahren Gott anbeten, der seinen Wohlgefallen am Frieden habe.

Im Morgengrauen des folgenden Tages kamen die bizarren Bergformen Tutuilas in Sicht, und bald war der „Friedensbote“ von einer großen Zahl von Booten umschwärmt, von denen manche 20—30 Insassen zählten. Sie machten einen so wilden Eindruck, daß es Williams ratsam erschien, so wenig wie möglich von ihnen an Bord zu lassen. Indes ließ sich diese Vorsichtsmaßregel kaum durchführen; denn obschon das Schiff die Wellen mit einer Geschwindigkeit von 3 Stunden in der Stunde durchschnitt, so ruderten die Eingeborenen doch ebenso rasch und hielten sich an der Seite des Schiffes. Trotz des an der Bordwand angebrachten Sicherheitsnetzes, schwärmte das Verdeck bald von Samoanern. Unter anderen kam auch ein seit 3 Jahren auf Tutuila ansässiger Engländer längseits, der das ungestüme Betteln der Eingeborenen um Schußwaffen mit einem in der Kürze bevorstehenden Kampfe zwischen zwei mächtigen Inselhäuptlingen erklärte. Von seinem Landsmann erfuhr Williams auch, daß zahlreiche Samoaner auf Savaii und Upolu dem Heidentume zu Gunsten der neuen Lehre den Rücken gekehrt hätten.

Auf der Weiterfahrt längst der mit Naturschönheiten verschwenderisch ausgestatteten Südküste Tutuilas that sich endlich vor den Augen der Seefahrer die geräumige Leone-Bai auf, die Heimat des Tutuilaners, den Williams in Lau an Bord genommen hatte. Kaum war der „Friedensbote“ in die Bai eingebogen, als auch schon ein Samoaner, der sich als einen „Sohn des Wortes“ einführte, an der Schiffswand hinaufkletterte. Zu Williams inniger Freude erzählte er, daß in der nächsten Umgebung ungefähr 50 seiner Landsleute die christliche Lehre angenommen und ein Bethaus erbaut hätten; sie sähen nun sehnsüchtig der Ankunft des Missionars entgegen. Nichts hielt nun Williams mehr am Bord; sofort ließ er sich in dem kleinen Schiffsboote ans Land rudern. Als er nur noch eine kurze Strecke vom Strande entfernt war, auf dem eine große Schar wildaussehender Samoaner aufgepflanzt stand, bat er seine eingeborene Bootsmannschaft im Rudern inne zu halten, und sich mit ihm im Gebet zu vereinigen; es war dies seine Gewohnheit, wenn er an einer fremden Küste sein und der Seinen Leben in Gefahr wußte.

Der am Lande in Mitten der Seinen stehende Häuptling, welcher der Meinung war, daß sich der weiße Mann vor Furcht nicht zu landen getraue, ließ seine Leute sich im Schatten der das Ufer einsäumenden Brotfruchtbäume und Kokospalmen lagern und watete dann bis an den Hals im Wasser dem Boote entgegen. Indem er mit seinen Händen den Bug

desselben krampfhaft festhielt, wandte er sich an Williams mit den Worten: „Mein Sohn, willst du nicht in unserer Mitte ans Land steigen?“ Und als Williams darauf erwiderte: „Ich weiß nicht, ob ich mich euch anvertrauen darf. Ich habe schlimmes über euch, die ihr an dieser Bai wohnt, erzählen hören, daß ihr zwei Boote überfallen habt *) und außerordentlich wild seid. Wenn ihr mich in eurer Gewalt habt, werdet ihr mir vielleicht ein Leides anthun oder ein Lösegeld verlangen, ehe ihr mich wieder freiläßt,“ rief der Häuptling mit allen Zeichen der Entrüstung: „O, wir sind keine Wilden mehr, wir sind Christen!“ Und als Williams weiter fragte: „Woher habt ihr etwas vom Christentum vernommen?“ kam es eilend von seinen Lippen: „O, ein großer Häuptling aus dem Lande des weißen Mannes, namens Williamu, kam vor ungefähr 20 Monden nach Savaii und setzte dort mehrere Religionsarbeiter (tama-fai-lotu) ein. Einige der Unsern, welche gerade dort waren, begannen nach ihrer Heimkehr ihre Freunde zu unterweisen, von denen nicht wenige ‚Söhne des Wortes‘ geworden sind. Hier sind sie. Siehst du sie nicht?“

Als Williams nach der Richtung hin sah, wohin der Häuptling mit ausgestreckter Hand wies, bemerkte er eine Gruppe von etwa 50 Leuten, die unter dem weithin ausgebreiteten Schattendache eines Lou-Baumes saßen, abseits von denen, die sich auf Befehl des Häuptlings längs des Strandes hatten lagern müssen. Jeder von ihnen trug eine weiße Binde von Rindenstoff um den Arm, um sie als Christen von ihren heidnischen Landsleuten zu unterscheiden. Da konnte sich Williams nicht länger halten, sondern rief: „Nun wohl, ich bin der Mann, von dem du eben sprachst; mein Name ist Williams. Ich brachte die ‚Religionsarbeiter‘ vor 20 Monden nach Savaii.“ Kaum hatte der Häuptling diese Worte vernommen, so gab er seinen Leuten am Strande ein Zeichen. Sofort sprangen sie auf, stürzten sich in die Wellen, ergriffen das Boot und trugen es mit samt seinen Insassen ans Land. Dann nahm Amoamo — so hieß jener Häuptling — den Missionar bei der Hand und geleitete ihn zu der Partei der Christen. Nach dem Austausch der üblichen Begrüßungsformeln fragte Williams die Eingeborenen, wer ihnen eigentlich die Kunde von dem Christentum gebracht habe. Da trat einer der Beherzteren aus der Mitte der Christenschar heraus und berichtete, er wäre bei den

*) Williams war der irrthümlichen Meinung, daß hier in der Leone-Bai die Niedermeglung des unglücklichen De Langle und seiner Begleiter (1787) stattgefunden habe, während der Schauplatz dieser Katastrophe thatsächlich eine Einbuchtung der Nordküste Tutuilas, die sogenannte Massacre-Bai, war.

Religionsarbeitern gewesen, hätte etwas christliche Erkenntnis von dort mit zurückgebracht und wäre nun damit beschäftigt, dieselbe seinen Landsleuten mitzuteilen. „Und dort steht unsere Kapelle,“ fuhr er fort, „steht du sie nicht?“

Williams wandte sich nach der ange deuteten Richtung um und sah zwischen Blättern von Bananenstäuben und Brotfruchtbäumen das schlichte Bauwerk einer kleinen Kapelle hindurch schimmern, welche wohl 80 bis 100 Leute fassen konnte. Von seinem rehseligen Freunde und einigen anderen Eingeborenen begleitet, sah sich Williams das kleine Gotteshaus näher an und erkundigte sich, wer an den Sonntagen den Gottesdienst hier abhielte. „Ich natürlich,“ erwiderte der Mann sofort. „Und wer hat dich's gelehrt?“ — „Wie, sahst du nicht vorhin ein kleines Kanoe neben deinem Boote, als wir dich ans Land trugen? Das ist mein Fahrzeug, in welchem ich mich zu den Lehrern begeben, um etwas Religion zu erlangen. Das bringe ich dann sorgfältig heim und schenke es den Leuten. Ist der Vorrat ausgeteilt, so fahre ich aufs neue und hole mehr. Und nun bist du endlich gekommen, auf den wir so lange gewartet haben. Wo hast du unsern Lehrer? Geh mir einen Mann, der voll ist von Religion, damit ich mein Leben nicht noch öfter muß aufs Spiel setzen, indem ich im Kanoe so weithin Religion hole.“

Es kostete Williams Überwindung, dem Manne sagen zu müssen, daß er keinen Missionar für ihn habe. Er wollte es nicht glauben, hatte er doch gedacht, das ganze Schiff stücke voll Missionsarbeiter. Auf dem Wege von der Kapelle nach dem Hause des Häuptlings fragte Williams den letzteren, ob er auch den wahren Gott anbetete. Er verneinte und fügte hinzu: „Wenn du mir einen Religionsarbeiter geben willst, der mich unterrichtet, will ich alsbald gläubig werden (lisilisi)“. Williams ermahnte ihn, sich zu den Christen zu halten und sein Ansehen zu Gunsten der guten Sache in die Wagschale zu legen.

Bei der Rückkehr aufs Schiff fand er Matea und die übrigen an Bord in lebhafter Unterhaltung mit Eingeborenen aus einem benachbarten Bezirke, welche die dringende Bitte auf dem Herzen hatten, Williams möchte ihnen einen Besuch abstatten. Kaum war der Missionar an Bord geklettert, so begrüßte ihn ein Häuptling aufs herzlichste, aber da er Williams für den Vornehmern hielt, so drückte er seine Nase nur in die Hand desselben. Er erzählte sodann, daß er und beinahe alle seine Leute Christen waren und daß sie nach dem Muster des in Sapapalii von den Lehrern erbauten

Gotteshauses ebenfalls ein solches hergestellt hätten. Von dort wäre er neulich zurückgekehrt und hätte das lotu mitgebracht. Seitdem sei es seine tägliche Beschäftigung, seinen Leuten das beizubringen, was er selbst von den Lehrern gelernt habe. Als Williams dem gegenüber die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, er trage Bedenken, alles für wahr anzunehmen, hielt der Häuptling seine Hände vors Gesicht, als ob er es mit einem Buche zu thun habe, und sagte einen Abschnitt aus der tahitischen Bibel, halb in tahitischer, halb in samoanischer Mundart. Dann sprach er: „Laßt uns beten!“ und auf dem Quarterdeck niederknieend betete er das Vaterunser in gebrochenem Tahitisch. Mit dem Geschenk einiger Bücher und dem Versprechen, wenn möglich auf der Rückreise einen Tag bei ihm zu verweilen, entließ Williams den Häuptling.

Als das Missionschiff am folgenden Tage an der Küste Upolus entlang fuhr, kamen ebenfalls eine ganze Anzahl Samoaner aus verschiedenen Bezirken der Insel herbei, die sich als „Söhne des Wortes“ bezeichneten und erklärten, daß sie auf das „Religionschiff Williamus“ warteten, welches ihnen Missionare bringen solle. Unter anderen kamen auch zwei entlaufene englische Matrosen an Bord, die in schändlichem Eigennutz die Hinnneigung der Eingeborenen zum Christentum ausbeuteten. In der Meinung, sich bei dem Missionar beliebt zu machen, erzählten sie, daß sie schon 2—300 Bekehrte gewonnen hätten, und als sich Williams in erklärlicher Neugierde nach den näheren Umständen erkundigte, sagte der eine Matrose mit cynischer Offenheit: „Nun, mein Herr, das ist ganz einfach. Ich gehe herum und rede mit den Leuten und sage ihnen, daß unser Gott gut und der ihrige schlecht ist, und wenn sie mich anhören, bringe ich ihnen Religion bei und taufe sie.“ — „Was, ihr tauft sie auch? Wie macht ihr denn das?“ fragte Williams weiter. „Ich nehme Wasser, tauche meine Hände hinein und bekreuzige die Eingeborenen an Stirn und an Brust und lese ihnen dann ein Stück von einem englischen Gebete vor.“ — „Verstehen euch denn die Leute?“ — „Nein,“ antwortete der Matrose, „aber sie sagen, sie spürten, daß es ihnen gut thäte.“ Des weiteren erfuhr Williams von diesen beiden verlorenen Söhnen noch, daß sie die Eingeborenen um Hab und Gut beschwindelten, indem sie vorgaben, die Kranken durch Vorlesen eines Gebetes heilen zu können. Natürlich redete der Missionar ihnen ernstlich ins Gewissen, und sie versprachen auch, fortan sich ihren Lebensunterhalt auf ehrliche Weise zu verdienen.

Groß war die Freude, als das Missionschiff am Sonnabend Nachmittag

in Sicht von Manono kam und der Häuptling Matetau an Bord eilend Williams und den längst ersehnten Lehrer Teava und dessen Frau begrüßte. Da Williams viel daran lag, vor Einbruch der Nacht in Sapapalii anzulangen, so machte er Matetau den Vorschlag, ihm auf einige Tage nach Savaii zu folgen. Aber dieser rief: „Ich muß eilends wieder an Land, um meinem Volke die gute Botschaft zu verkünden, daß du da bist und den versprochenen Missionar mitgebracht hast.“ Und so sprang er denn in sein Boot, das von den kräftigen Armen der Ruderer getrieben leicht über die Wellen dahin schoß, und rief schon von weitem seinen am Strande stehenden Leuten zu, daß der Missionar sich an Bord befinde.

Am Sonnabend kurz vor Sonnenuntergang ankerte der „Friedensbote“ endlich vor Sapapalii, wo Lehrer und Eingeborene Williams mit Freudenthränen begrüßten. Mit Preis und Dank gegen Gott vernahm Williams von den tahitischen Missionsgehilfen, daß Malietoa, sein Bruder, und die angesehensten Häuptlinge, ja ziemlich alle Bewohner der Ortschaft den christlichen Glauben angenommen hätten, daß ihre Kapelle 6—700 Leute fasse und stets voll sei und daß auf den beiden großen Inseln Savaii und Upolu das Evangelium in mehr als 30 Dörfern Eingang gefunden habe. Die große Masse des Volkes warte nur auf die Ankunft des Missionars, um mit dem Heidentum zu brechen.

Da Malietoa sich in den Bergwald auf die Taubenjagd, einen Lieblingsport der Häuptlinge, begeben hatte, so wurde schleunigst ein Bote an ihn abgesandt, um ihn von Williams' Ankunft in Kenntnis zu setzen; letzterer quartierte sich in Malietoas Hause ein, weil er wußte, daß er damit dem Oberhäuptling einen Gefallen erwies. Am Sonntag Morgen begab er sich in Begleitung Mateas und der Lehrer in die Kapelle, die in tahitischem Stile gebaut und mit Zuckerrohrblättern gedeckt war. Der Fußboden war mit Matten von geflochtenen Kokospalmblättern ausgelegt. Der schönste Schmuck des Gotteshauses war eine Schar von ungefähr 700 Samoanern, die mit offenem Munde in größter Spannung der Predigt des Evangeliums harreten. Zu Beginn des Gottesdienstes sangen die Lehrer allein ein Kirchenlied in tahitischer Sprache. Dann las einer von ihnen ein Kapitel aus der tahitischen Bibel vor, übersehte das Vorgelesene in die Samoasprache und schloß mit einem freien Gebete. Nun erhob sich Williams, um mit freudigem Aufstun seines Mundes über das theuerwerthe Wort, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, in tahitischer Sprache zu predigen, wobei einer der Lehrer seine Worte ins

Samoanische übertrug. Wie Williams von den Lehrern erfuhr, hatten es diese unterlassen, die Samoaner im Singen der Choräle zu unterweisen, weil sie nach den ersten derartigen Übungen die Bemerkung gemacht hatten, daß Frauen und Mädchen die Choräle auch des Abends als Begleitung zu ihren, oft recht unzüchtigen Tänzen sangen.

Sonntag Mittag kam Malietoa wieder heimgeilt, um seine Gäste zu begrüßen. Im Gespräche mit Williams äußerte er, es bereite ihm die größte Genugthuung, daß er ihm alle seine Lehrer und deren Familien im besten Wohlfühlen übergeben könne und daß auch ihre Habe keinen Schaden erlitten habe. Dann fügte er hinzu, er sei dankbar dafür, daß das gute Wort Jehovahs auf seine Inseln gebracht worden sei und daß es so viele angenommen hätten. „Und nunmehr,“ fuhr er voller Begeisterung fort, „werden alle Samoaner nachfolgen. Denn deine Rückkehr wird sie von der Wahrheit des Iota überzeugen, und sie werden den Versicherungen der Lehrer Glauben schenken. Was mich betrifft, mein Herz hat nur das eine Verlangen, das Wort Jehovahs kennen zu lernen.“ Als ihm Williams für seine den Lehrern gewidmete Fürsorge gedankt und ihm den König von Marotonga vorgestellt hatte, musterte Matetau seinen Gast einen Augenblick mit scharfem Auge, stellte mehrere Fragen an ihn und bewillkommete ihn dann herzlich, indem er meinte, er wäre der stattlichste Mann, den er je gesehen; unter den Häuptlingen Samoas wäre nicht seinesgleichen.

Am Nachmittag predigte Williams noch einmal und zwar diesmal vor einer tausendköpfigen Volksmenge. Am Schluß des Gottesdienstes erhob sich einer der Lehrer und sagte: „Freunde, lange Zeit hindurch haben wir euren Spott ertragen müssen, ja etliche haben uns als Betrüger hingestellt und ihre Behauptung dadurch zu bekräftigen gesucht, daß sie sagten: ‚Wo ist Herr Williams? Er wird sich nie wieder blicken lassen. Wenn er zurückkehren sollte, so wollen wir wohl glauben.‘ Hier nun steht unser Pastor, auf den ihr gewartet habt. Fragt ihn nach Belieben aus; er wird alles bekräftigen, was wir euch erzählt haben. Da lebt z. B. unter euch ein Betrüger,*) der den Leuten vorredet, sie sollen den Sonnabend als Feiertag begehen, und manche von euch sind seinem Räte gefolgt. Hier ist unser Pastor aus England, dem Sitze der Erkenntnis; er und seine Genossen sind

*) Ein Samoaner von Upolu hatte während eines vorübergehenden Aufenthaltes auf Tahiti sich ein wenig von der christlichen Lehre angeeignet und, wie die vorher erwähnten Matrosen die allgemeine Hinnneigung seiner Landsleute zum Christentum dazu benutzte, um sein Schäfchen zu scheren.

die Quellen, aus denen die Bäche der Erkenntnis sich über diese Inseln ergossen haben. Fragt ihn doch jetzt über alle die Punkte, über die ihr im Zweifel gewesen seid. Er ist unsere Wurzel.“ Alles war eine Weile still; dann aber trat Malietoa hervor und sagte, sie sollten auf Worte irgend eines unbedeutenden Menschen keine Rücksicht nehmen; er hoffe, daß aller Argwohn schwinden werde; „denn sicher,“ schloß er seine Rede, „werden die Samoaner nun davon überzeugt sein, daß das, was sie von euch gehört haben, die Wahrheit ist. Laßt ganz Savaii und Upolu diese große Religion annehmen, und ich für mein Teil gelobe hier feierlich, daß meine ganze Seele dem Worte Jehovahs ergeben sein soll und daß ich alle meine Kräfte daran setzen will, daß es unser Land schnell erfüllen möge.“

Durch einen der Lehrer teilte Williams mit, daß er während der paar Wochen, die er in ihrer Mitte zu verweilen gedente, gern jedem, der irgend eine Aufklärung über die neue Lehre wünsche, öffentlich oder in vertrautem Zwiegespräch zur Verfügung stehe. Einen schönen Abschluß dieses gesegneten Sonntages bildete am Abend die Taufe zweier auf Savaii geborener Kinder tahitischer Lehrer; auf besonderen Wunsch der letzteren fand die Feierlichkeit ganz in der Stille statt, damit nicht etwa die Samoaner bei ihrem Nachahmungstrieb mit ihren Kindern eine Travestie des Sakramentes vornehmen möchten. Nach der Taufe gingen die Lehrer nach ihrer Gewohnheit noch zu einigen Familien im Dorfe, um Hausandacht zu halten, während Williams die Abendstunden dazu benutzte, um ein paar samoanische Kirchenlieder zu dichten.

Am Montag Vormittag kam ein Bote, um Williams und die Seinen in die Volksversammlung zu geleiten, welche im Faletete des Ortes abgehalten wurde. Die große Halle war zum Erdrücken gefüllt und draußen stauete sich noch eine Menschenmenge, die keinen Zutritt hatte finden können. Für Williams und Makea war in der Mitte der Halle ein freier Platz reserviert, so daß sie Malietoa gerade gegenüber saßen. Nach wechselseitigen Begrüßungen zwischen Williams und Malietoa erhob sich Makea und fesselte die Aufmerksamkeit der Samoaner durch eine lebhafte Schilderung der Einführung des Christentums und seiner Wirkungen auf Marotonga. „Jetzt,“ so ließ er sich unter anderm vernehmen, „erfreuen wir uns eines Glückes, von dem unsere Vorfahren keine Ahnung hatten; unsere grausamen Kriege haben ein Ende genommen; unsere Häuser sind Stätten des Friedens. Wir haben europäische Waren, dazu Bücher in unserer Muttersprache; unsere Kinder können lesen, und was die Hauptsache ist, wir kennen den wahren

Gott und den Heilsweg durch seinen Sohn Jesum Christ.“ Er schloß seine eindringliche Ansprache mit der direkt an Malietoa und dessen Häuptlinge gerichteten ernstern Mahnung, mit fester Haub das Wort Jehovahs zu ergreifen; „denn“ sprach er — „dies allein kann aus euch ein friedliebendes und glückliches Volk machen. Ich hätte meine Tage als ein Wilber geendigt, wenn nicht das Evangelium gewesen wäre.“

Die Wirkung, welche Mateas Worte hatten, war offenbar eine tiefgehende; Malietoa gelobte, daß er und sein Volk sich darnach richten würden. Dadurch ermutigt erklärte Williams vor dem Oberhäuptling und der versammelten Volksmenge, daß die Christen in England, mit denen er in Verbindung stehe, gewillt wären, ihnen englische Missionare zu senden, wenn sie solche aufrichtig wünschten. Sie möchten daher ihre Wünsche ausdrücklich äußern; denn sie hätten ja genügend Zeit und Gelegenheit gehabt, sich ihre eigene Ansicht über den Geist und die Lehren des Christentums bilden zu können. Da rief Malietoa mit lauter Stimme: „Wir sind eins; wir sind völlig eins in dem Entschlusse, Christen zu werden. Unser Wunsch ist, daß du deine Familie herbeiholst und in unserer Mitte lebst und stirbst, um uns von Jehovah zu erzählen und uns zu lehren, wie wir Jesum Christum lieben sollen.“

„Aber ich bin nur ein einzelner Mensch,“ erwiderte Williams, „und Samoa umfaßt acht Inseln, und des Volks ist so viel, daß die Arbeit über die Kräfte eines Einzelnen hinausgeht. Mein Vorschlag geht darauf hinaus, sobald als möglich in mein Heimatland zurückzukehren und meinen christlichen Brüdern in England zu erzählen, wie sehr ihr nach Unterweisung verlangt.“

„Wohlan,“ ließ sich Malietoa vernehmen, „geh, geh eilends, wirb so viel Missionare, wie du nur magst, an und lehre so bald als möglich hierher zurück. Aber ach, wir sind dann nicht mehr am Leben; viele von uns werden tot sein, ehe du wieder da bist.“ Williams war innerlich tief ergriffen, doch bezwang er seine Bewegung und erkundigte sich bei dem Oberhäuptling, ob er imstande sein werde, die erbetenen englischen Missionare, deren Familien und Besitztum auch gegen Angriffe schützen zu können. Erstaunen lag in Malietoas Zügen und etwas gekränkt fragte er Williams: „Warum fragst du also? Habe ich meine Zusage nicht gehalten? Ich gab dir das Versprechen, daß ich dem Kriege so bald als möglich ein Ende machen wollte; ich hab's gethan, und seitdem ist kein Krieg mehr gewesen. Ich gab dir mein Wort, beim Bau der Kapelle mitzuhelfen; sie steht fertig

da. Ich versprach dir, mich unterrichten zu lassen; es ist geschehen. Vor zwanzig Monden vertrauest du deine Lehrer mit Weib, Kind und Gut meiner Fürsorge an; frage sie doch, ob ihnen auch nur ein einziges Mal irgend welche Unbill widerfahren ist. Und nun fragst du mich, ob ich die englischen Missionare, eben die Leute, die wir so sehnächtig herbeiwünschen, beschützen werde? Wie kommst du zu solcher Frage?"

Begütigend sagte Williams zu Malietoa: „Du darfst nicht glauben, daß ich meinetwegen frage. Die Art und Weise, wie du bisher treulich deine Zusagen gehalten hast, ist mir Bürgschaft genug. Aber du weißt, die Engländer sind ein sehr kluges Volk und eine ihrer ersten Fragen, wenn ich mir Missionare erbitte, wird sein: „Wer ist Malietoa und was für Garantien kannst du für die Sicherheit unserer Landsleute bieten? In Bezug auf diesen Punkt möchte ich gern deine eigenen Worte mitbringen, die bei ihnen mehr ins Gewicht fallen werden, als die meinen.“

„O,“ rief der Oberhäuptling beruhigt aus, „ist es das, was du wünschest?“ Und indem er in bezeichnender Weise seine Hand von seinem Munde nach dem Missionar hin ausstreckte, fuhr er fort: „Da sind meine Worte; nimm sie hin. Gehe hin und verschaffe uns so viele Missionare, als du bekommen kannst und sage ihnen, sie sollten mit guter Zuversicht kommen. Denn wenn sie auch so viel Hab und Gut mitbrächten, daß es von der Spitze jenes Berges bis zum Meeresstrande hinabreichte, und wenn sie es ein volles Jahr frei da liegen ließen, so soll doch auch nicht ein Stäubchen davon angerührt werden.“ Der Oberhäuptling hat zum Schluß noch Williams, er möchte ihm kurz alles das bezeichnen, was nach den Lehren der christlichen Religion als schlecht (sa) gelte, da er gern jede Handlung, die vom Worte Gottes verurteilt werde, unterlassen möchte. Williams wies in seiner Antwort darauf hin, daß die Samoaner mit zunehmender christlicher Erkenntnis auch schärfer zwischen gut und böse zu unterscheiden lernen würden; einstweilen warnte er das Volk vor Krieg und Blutvergießen, Rachsucht, Ehebruch, Stehlen, Lügen, Trügen und den unsittlichen Tänzen und verwies sie für die Folgezeit an die Lehrer, die ihnen in Zweifelsfällen den rechten Weg zeigen würden.

Sobald Williams ein paar ruhige Stunden fand, ließ er sich von den Lehrern berichten, was für Erfahrungen sie während ihres zweijährigen Aufenthaltes auf Savaii gemacht hätten; vornehmlich interessierte es ihn, zu erfahren, wie sich Malietoa mit seiner Familie von vornherein zum Evangelium gestellt habe. Da erfuhr er denn, daß der Oberhäuptling schon

vor Beendigung des Krieges einen seiner Söhne von Upolu heimgesandt habe, um den Lehrern bei der Erbauung des Kirchleins in Sapapalii eine hilfreiche Hand darzubieten. Kurz vor dem Abschluß der blutigen Kämpfe im Bezirke Nana stand jenes Gotteshaus fertig da, und als Malietoa als Sieger heimkehrte, wurde der Tag der Einweihung festgesetzt. Kurz vorher berief er die erwachsenen männlichen Glieder seiner Familie zusammen und erklärte in deren Gegenwart, daß er nunmehr das Williams gegebene Versprechen erfüllen und ein Verehrer Jehovahs werden wolle. Einstimmig erklärten die Seinen, wenn das für ihn gut wäre, so würde es gleicherweise für sie sein; sie würden daher seinem Beispiele folgen. Dem widersetzte sich Malietoa aufs bestimmteste; ja er sagte, wenn sie solches vorhätten, würde er lieber im Heidentum beharren. „Wißt ihr nicht,“ fuhr er fort, „daß die Götter über mich erzürnt sein werden, weil ich sie verlassen will, und daß sie alles thun werden, um mich zu vernichten? Und wer weiß, ob Jehovah stark genug ist, um mich vor ihrer Wut zu schützen! Ich mache daher den Vorschlag, daß ich zuerst allein das Wagniß auf mich nehme, Jehovah anzubeten. Weist sich's aus, daß er mich zu beschützen vermag, so könnt ihr ungestraft meinem Beispiele folgen. Wo nicht, so falle ich allein ihrer Rache zum Opfer.“ Die jungen Männer zeigten zunächst großes Widerstreben, auf diesen Vorschlag einzugehen; vor allem wünschten sie zu wissen, wie lange die Probezeit dauern solle. Malietoa beanspruchte 4—6 Wochen Zeit zu seinem sonderbaren Experiment; nach längerer Verhandlung gaben sich die Seinen nur widerwillig damit zufrieden. Es kam nun eine Zeit allgemeiner hochgradiger Erregung, und nicht wenige Boten trugen von Sapapalii nach den verschiedensten Orten Savaiis die Kunde davon, daß Jehovahs Macht zu triumphieren scheine. Als die dritte Woche aber abgelaufen war, ohne daß sich in Malietoas Haushalte etwas Außergewöhnliches ereignet hatte, konnten die jungen Männer ihre Ungeduld nicht länger bemeistern; sie traten vor ihren Vater mit der Erklärung hin, daß keine weitere Probe nötig sei; es habe ihn kein Unglück überfallen und so wollten sie nun ohne Zaudern seinem Beispiele folgen. Malietoa willigte ein und es wandte nicht nur seine ganze Familie, sondern fast alle seine Unterthanen den alten Göttern den Rücken. Und zwar wurde alsbald ein Tag festgesetzt, an dem die jungen Männer vor jedermanns Augen sich von dem Götzendienste lossagen sollten. Es geschah dies in der Weise, daß der betreffende das Tier, welches als die Verkörperung seines Schutzgottes (aita) galt, verzehrte. Nach einer derartigen Entweihung galt in den Augen des Volkes der betreffende aitu einfach für nicht mehr vorhanden.

Diesen sonderbaren Gebrauch, seinen Übertritt vor der Öffentlichkeit zu erklären, hatte der erste samoanische Häuptling, welcher den christlichen Glauben annahm, eingeführt. Derselbe war im Kriegslager Malietoa's auf Upolu durch einige der polynesischen Lehrer, welche dort einen Besuch abstatteten, für die neue Lehre gewonnen worden. Nach seiner Rückkehr nach Savaii bat er die Lehrer zu sich, um in ihrem und seiner Untergebenen Beisein den Übertritt zum Christentume zu vollziehen. Die Missionsgehilfen fanden bei ihrer Ankunft eine große Volksmenge versammelt. Nach Austausch der üblichen Begrüßungen fragte der Häuptling, ob sie einen Fischespeer mitgebracht hätten; sein aitu sei der Al und er wünschte, daß man ihm ein solches Tier fange und zum Essen zureichte, damit sich alle durch den Augenschein davon überzeugen könnten, daß er es mit dem Christwerden ehrlich meine. So geschah's denn und nicht nur der Häuptling, sondern auch eine Anzahl seiner Unterthanen, die ebenfalls die durch den Al repräsentierte Schutzgotttheit bisher verehrt hatten, beteiligten sich an dem Essen. Die Lehrer schrieben dann die Namen der Betreffenden in ein besonderes Buch und hielten eine Ansprache und schlossen mit einem Gebet. Und so hatte sich denn dieser Gebrauch rasch eingebürgert.

Als Wohnsitz der Gottheit, welcher die Söhne Malietoa's früher geweiht waren, galt eine anao genannte Fischart. An dem für den öffentlichen Übertritt zur christlichen Partei bestimmten Tage luden die jungen Männer eine große Menge Freunde und Verwandte zu einem Schmause ein. Eine Anzahl anao waren auf frischgepflückten Blättern serviert, ringsum saßen die Gäste. Nachdem einer der Lehrer das Tischgebet gesprochen hatte, wurde jedem Teilnehmer am Mahle seine Portion vorgelegt und unter Zittern und Beben machten sich die Samoaner daran, den bis dahin so heilig gehaltenen Fisch zu verzehren. Noch hatte die abergläubische Furcht, der beleidigte aitu könne ihre Eingeweide zerfressen und ihren Tod herbeiführen, über die Gemüther der Söhne Malietoa's solche Gewalt, daß sie sich alsbald von dem Festmahle zurückzogen und gleichsam als Gegengift eine große Portion Kokoßöl und Salzwasser hinunterschluckten. Das gewöhnliche Volk in Sapapalii und Umgegend hatte den Proben Malietoa's und seiner Söhne in neugieriger Spannung und mit der geheimen Erwartung zugeschaut, daß die waghalsigen Neuerer plötzlich anschwellen und tot niederfallen würden. Als nichts von dem geschah, schlug die öffentliche Meinung ins Gegenteil um, und es ging allgemein die Rede, daß Jehovah der wahre Gott sei.

Bald darauf ward eine große Volksversammlung einberufen, um zu

beraten, was mit dem Papo, dem Symbol des Kriegsgottes, geschehen solle. Es war dies ein Stüd von einer uralten, verwitterten Matte, die stets als eine Art Standarte auf dem Admiralboot gehißt wurde, wenn die Kriegsflotte in See stach, und bisher in den Augen der Samoaner große Verehrung genossen hatte. In jener Versammlung hatte ein Eingeborener die Kühnheit vorzuschlagen, man solle den Papo ins Feuer werfen; doch erhob sich dagegen ein Sturm des Unwillens. Schließlich einigte man sich dahin, den Vertreter des Kriegsgottes zu einer milderen Todesart, zum Ertränken, zu verurteilen. Zu diesem Behufe wurde ein völlig neues Boot vom Stapel gelassen, mehrere angesehene Häuptlinge, darunter auch der bekannte Fauea, nahmen darin Platz und dann wurde unter strenger Beobachtung aller äußeren bei solcher Gelegenheit gebotenen Formen der mit einem Steine beschwerte Papo an Bord genommen, um seinem nassen Grabe überliefert zu werden. Die Lehrer hörten von dieser sonderbaren Prozedur erst, als die Häuptlinge bereits vom Ufer abgestoßen waren; sofort bemannten sie ein anderes Boot und es gelang ihnen, die Häuptlinge einzuholen, ehe der Papo in den Wellen verschwunden war. Auf ihre Bitten hin lieferte ihnen Fauea die Matte aus, um sie Williams bei seiner Ankunft in Samoa zum Geschenk machen zu können. Jetzt befindet sich dieselbe unter vielen anderen Trophäen von den Südseemissionsgebieten im Museum der Londoner Missionsgesellschaft.

Die Kunde von der Absetzung des Papo erregte allgemeines Aufsehen, und von da ab bis zur Rückkehr Williams waren aus Upolu, Manono und allen Teilen Savaiis unablässige Aufforderungen an die Lehrer ergangen, ihnen die Christenlehre zu verkündigen. Aus manchen Orten fanden sich ein oder mehrere wissensdurstige Samoaner auf den Missionsstationen ein, ließen sich etwa eine oder zwei Wochen unterrichten und übermittelten dann ihren daheim sehnächtig wartenden Dorfgenossen das wenige, was sie gelernt hatten. War ihr Vorrat ausgegeben, so kehrten sie vorübergehend wieder auf die Station zurück.

Voki, einer der eifrigsten unter den polynesischen Lehrern, hatte sich in Malava, einer drei Stunden von Sapapalii entfernten Ortschaft, unter dem Schutze des dem Evangelium zugeneigten Häuptlings Tangaaloa niedergelassen. Dies erregte den Unwillen zweier benachbarten Häuptlinge; sie ließen Tangaaloa sagen, wenn er den Lehrer nicht sofort wieder wegschicke und zu der Verehrung der Geister zurückkehre, würden sie ihn samt dem Lehrer ermorden. Tangaaloa hörte diese Botschaft ruhig an; dann gab er dem Boten den Be-

ſcheib: „Gehe hin und ſage den Häuptlingen, daß ich Voki nicht wegschicken werde. Ich hindere ſie nicht an ihrer Verehrung der aitu; warum verbieten ſie mir, Jehovah anzubeten? Ich wünſche den Krieg nicht; ich werde keinen Fuß aus meinem Hauſe ſetzen, um ſie anzugreifen. Wenn ſie mich aber überfallen, ſo werde ich meinen Gott um Hilfe anrufen und aus allen Kräften Widerſtand thun.“

Darüber geriet die heidniſche Partei in Wut und rüſtete ſich, ein Exempel an Tangaloa zu ſtatuierten. Die von Sapapalii herbeigeeilten Lehrer rieten ihm, ihren Mitarbeiter Voki auf unbeſtimmte Zeit wieder zu ihnen zurückzuſenden, bis ſich die Aufregung unter der heidniſchen Bevölkerung gelegt habe. Tangaloa indes meinte, das wäre kein guter Rat; ſie möchten mit ihm beten, aber ihn nicht feige machen und das Evangelium bei den Heiden in Mißkredit bringen. So ließen ſie ihn denn gewähren. Die kleine Schar der dem Evangelium zugethanen Samoaner hatte ſich bis an die Bühne bewaffnet und war jeden Augenblick eines Überfalls gewärtig. Unter Gebet harrten ſie der Feinde; aber die zum Angriff auserſehene Nacht ging ohne Zwiſchenfall vorüber; am andern Morgen kam die Kunde, daß ſich die Feinde wieder heim begeben hätten. Doch es war nur eine kurze Ruhepause vor dem Ausbruche des Sturmes.

Um die nach ihrer Meinung durch die chriſtliche Predigt beleidigten Götter zu verſöhnen, ließen die beiden heidniſchen Häuptlinge ein Gebot ausgehen, daß in Malava und ſeiner Umgebung zwei Monate hindurch eine Reihe beſonderer Feſte zu Ehren der aitu gefeiert werden ſolle; unter anderem ſollte in einer beſtimmten heiligen Nacht bei Todesſtrafe kein Licht angezündet werden. Auch Tangaloa wurde davon in Kenntniß geſetzt und unbedingter Gehorſam von ihm gefordert. Seine Antwort lautete: „Saget den Häuptlingen, daß ich den Geiſtern nicht mehr diene und daß ich ihretwegen keine Nacht vor der andern auszeichnen werde. Nein, da ich ein Mann Jehovahs geworden bin, ſoll ſein Wort allein, ſoweit ich es erkenne, mich leiten und regieren.“ Der Unwille, den dieſer Beſcheid bei der heidniſchen Partei entſachte, ward noch geſteigert durch die Kunde, daß ihre chriſtenfreundlichen Landsleute aus einer der biſher für heilig gehaltenen Muſcheln das Zeichen zum Beginne ihrer gottesdienſtlichen Verſammlungen gäben.

So kam denn die beſtimmte Nacht heran. Die Lehrer ſowohl, als auch Malietoa ſuchten Tangaloa zuzureden, er möchte ſich jenem Verbote lieber fügen, anſtatt es zum Kriege kommen zu laſſen. Doch der in ſeinem Gewiſſen ſehr zarte Häuptling wollte ſich zu nichts weiterem, als zu dem

Verprechen verstehen, in jener Nacht nicht mutwillig Feuer anzünden zu lassen; aber seinen Unterthanen aus Rücksicht auf den heidnischen Aberglauben das Feueranzünden zu verbieten, lehnte er energisch ab. Zahlreiche Spione schlichen in jener Nacht in Tangaloas Gebiet umher. Aber da nirgends ein Lichtschein die Dunkelheit durchbrach, wollten sie sich eben unverrichteter Sache wieder heimbegeben, als sie in einer Hütte einen Mann gewahr wurden, der sich ruhig seine Pfeife anzündete. Das war genug, um das drohende Unwetter zum Ausbruch zu bringen. Nach einer halben Stunde schon hallte das nahe Gekölz von dem Kriegsgeschrei der heranziehenden erbitterten Heiden wieder. Doch da erschien im Augenblicke der höchsten Gefahr Malietoa als Retter mit seinem bewaffneten Gefolge im Rücken der feindlichen Schar und ließ den beiden Häuptlingen melden, er käme zum Schutz seiner Glaubensgenossen, sie möchten bedenken, was zu ihrem wahren Wohl diene. Das wirkte, und von da ab ließ man Tangaloa und die Seinen in Frieden.

Auch Malietoas Leben war in der Zwischenzeit zwischen Williams erstem und zweitem Aufenthalte in Samoa von einem Teile der Bewohner Manonoß bedroht worden. Er war dahin gefahren, um einige Freunde aufzusuchen, als ein Häuptling, welcher den Kopf des ermordeten Priesterkönigs Tamasainga in Verwahrung hatte, an ihn das Ansuchen stellte, zusammen mit ihm dem Volke einen Tribut zu Gunsten jener Reliquie aufzuerlegen. Auf seine Weigerung hin, sich als ein Anbeter Jehovahs an deraartigen Unsitten zu beteiligen, faßte der enttäuschte Häuptling mit seinem Anhange den Entschluß, Malietoa aus dem Wege zu räumen. Der Plan wurde verraten und der Gewarnte kehrte, nachdem er noch einige Tage die Gastfreundschaft Matetaus genossen hatte, nach Savaii zurück. Natürlich gewärtigten nun die an der Verschwörung gegen Malietoa beteiligten Manonoer, daß letzterer mit Heeresmacht heranziehen würde, um furchtbare Rache zu nehmen, und brachten daher ihre Frauen und Kinder und ihre wertvollste Habe in einer abgelegenen Feste unter, während sie sich selbst zu hartnäckiger Gegenwehr rüsteten. Schonung war das Letzte, was sie erwarten durften, da der Eingeborene, welcher zuerst den Vorschlag machte, Malietoa zu beseitigen, wenige Jahre zuvor die Lieblingsstochter desselben in barbarischer Weise getötet hatte. Er hatte diese im Kriege gefangen genommen, und da sie schön und die Tochter eines großen Häuptlings war, zu seiner Frau machen wollen. Das Mädchen weigerte sich entschieden und seine eigenen Leute erklärten es für ungehörig, die Tochter eines so vornehmen Mannes mit Gewalt heiraten zu wollen. Da ergriff er seine Keule und zerschmetterte

dem Mädchen mit den Worten, wenn er sie nicht haben solle, so dürfe sie auch keinem andern zufallen, den Kopf, daß sie tot zu Boden sank. Malietoa hatte diese Frevelthat nicht vergessen, und seine Söhne drängten ihn, sich diese Gelegenheit, den Tod ihrer Schwester zu rächen, nicht entgehen zu lassen. Aber er erklärte fest und ruhig, er habe nun einmal das Iota, die Religion des Friedens angenommen und sei entschlossen, mit Gottes Hilfe ihr getreu zu leben und zu sterben.

Bei den vertrauten Beratungen, welche Williams mit seinen Lehrern abhielt, kam auch der eine Punkt zur Besprechung, ob es rätlich sei, daß die Missionsarbeiter sich auf die verschiedenen Bezirke Savaiis und Upolus verteilten. Nach längerer Erwägung hielt es Williams für das beste, daß die Lehrer vorläufig auf der Ostküste Savaiis zusammenbleiben und von da aus so oft als thunlich Predigtreisen machen sollten. Um ihr Leben nicht unnötig zu gefährden, zimmerten sich die Lehrer mit Hülfe der von Williams mitgebrachten Werkzeuge in wenig Wochen ein solides, seetüchtiges Boot für ihre Reisen im Archipel. Ferner regte Williams den Bau eines Gotteshauses an, das als eine Art Musterkirche für spätere derartige Bauten in Samoa dienen sollte. Als Baustil wurde der samoanische gewählt, der den Eingeborenen geläufig war. In Bezug auf die Frage, wie sich die christenfreundlichen Häuptlinge gegenüber den heidnischen Volkssitten stellen sollten, gab Williams den sehr vernünftigen Rat, nur solche Dinge zu verbieten, mit denen unsittliches Treiben verbunden sei, dagegen unschuldigen Zeitvertreib, wie Wettkämpfe, Speerwerfen, Taubenjagden und ähnliche Vergnügungen unbehelligt zu lassen.

Von Sapapalii aus besuchte Williams an einem der ersten Tage nach seiner Landung zusammen mit Matea und den Lehrern die 3 Stunden entfernte Außenstation Amoa, deren Bewohner eine Kapelle gebaut hatten und christlichen Unterricht empfangen. Auch in den Niederlassungen, die er unterwegs berührte, fand er teils eben vollendete Kapellen, teils solche im Bau begriffen. In Amoa ward Williams durch die beiden, im Range nahezu gleichen jungen Häuptlinge des Ortes begrüßt, welche sich mit großem Eifer der neuen Bewegung angeschlossen und ihre Leute mit sich gezogen hatten. Im geräumigen Gemeinbehause ward eine Versammlung zusammengerufen und der Missionar war gerade dabei, den wißbegierigen Häuptlingen auf ihre rasch hintereinander folgenden Fragen die erwünschte Auskunft zu geben, als sich ein Zug von etwa 70 Frauen und Mädchen, je zwei hintereinander, näherte; dem Zuge voran schritten 4 Männer, deren jeder ein gebratenes

Schwein auf der Schulter trug und seine Last alsbald zu Williams und Mateas Füßen niederlegte. Das Gleiche thaten die Frauen mit ihren Geschenken und diese fielen so reichlich aus, daß sich ein förmlicher Berg von Kokosnüssen, Brotfrüchten und Yamswurzeln vor den Beschenkten aufstürzte. Die Anführerin des Zuges, eine Häuptlingsfrau, bat einen der beiden Häuptlinge Amoas, ihr Sprecher zu sein und ließ durch denselben Williams sagen, sie hätten von der Absicht des Missionars, Amoa zu besuchen, gehört; aber da das Christenhäuflein ihrer Ortschaft nur aus Frauen und Mädchen bestände, so hätten sie nicht darauf rechnen dürfen, von einem so großen Häuptlinge, wie ihm, einen Besuch zu empfangen und sie hätten sich daher selbst aufgemacht, um dem Manne ihre Liebe zu bezeugen, dem sie das Wort Gottes zu danken hätten. Ferner ließ sie ihr Bedauern darüber aussprechen, daß ihre Gaben so geringfügig wären, und dies damit entschuldigen, daß bisher noch keiner von ihren Männern ein „Sohn des Wortes“ geworden wäre; doch hofften sie, Williams würde ihre Gaben als ein Zeichen der Dankbarkeit dafür, daß er ihnen das Wort des Heils gebracht hätte, annehmen.

Williams fragte die Lehrer, ob sie die merkwürdige Frau kannten. „O, natürlich kennen wir sie!“ sagten diese, „ihr Dorf liegt zwei Stunden Weges von hier, und vor geraumer Zeit kam sie nach Sapapalii und blieb einen Monat bei uns; während dieser Wochen war sie ausnehmend fleißig im Hören des Wortes und im Besuch der Schule. Nach ihrer Rückkehr hat sie sämtliche Frauen und Mädchen ihrer Ortschaft um sich versammelt und durch ihre Erzählungen und Ermahnungen einen solchen Eindruck auf dieselben gemacht, daß ihrer nicht wenige dem Götzendienste abgesagt haben. Seitdem besucht sie uns regelmäßig; denn wenn ihr kleiner Vorrat an Erkenntnis erschöpft ist, so kommt sie wieder und bleibt einige Tage bei uns, um von neuem etwas für ihre auf sie harrenden Schwestern einzuheimsen.“ Die Lehrer erzählten weiter, daß diese vom Evangelium so erfasste Frau sogar die Erbauung einer kleinen Kapelle veranlaßt habe, worin sie selbst, wenn von ihnen keiner abkommen konnte, Gottesdienst hielte. Williams dankte der Abordnung der Frauen durch ihre Anführerin herzlich für die bewiesene Liebe und ermahnte sie, sorgfältig auf ihren Wandel zu achten, damit sie mit Gottes Hilfe auch ihre Männer und Verwandten für Christum gewinnen möchten.

Natürlich zog es Williams auch nach Malava, um den mannhaften Tangaloo kennen zu lernen. Auch hier bezeugte ihm der Häuptling mit seinen Unterthanen seine Liebe durch reichliche Geschenke. In seiner Be-

grüßungsansprache sagte er unter anderem: „Ich fühle mich durch den Besuch eines so großen Häuptlings, wie du bist, eines Häuptlings der Religion hochgeehrt. Ich bete jetzt Jehovah an; mein Herz und Sinn hängt in Liebe an dem guten Worte und es ist mein aufrichtiger Wunsch, daß es sich schnell über unser Land hin verbreiten und kein einziger Faka-Devolo (Mann des Teufels, Heiße) übrig bleiben möge.“

Bevor Williams von Malava schied, hielt er in der dortigen Kapelle, welche 500 Menschen faßte, einen Gottesdienst und gab seine Zustimmung dazu, daß Malava als Nebenstation auch fernerhin unter der Leitung des eingeborenen Lehrers Voti stehen solle.

Wie Williams von seinen Lehrern erfuhr, bestand seit mehreren Monaten ein ernsteres Zerwürfniß zwischen den beiden Häuptlingen Malietoa und Matetau. Da ihm viel daran lag, diese beiden einflußreichen Männer zu versöhnen, sandte er den „Friedensboten“ nach Manono, um Matetau herbeizuholen. Wider Erwarten weigerte sich aber der letztere, der Einladung Folge zu leisten, worüber nun seinerseits Malietoa wieder sehr aufgebracht war; kurz die Lage wurde immer verwickelter. Da machte Williams Malietoa den Vorschlag, er möchte zusammen mit seinem Bruder Tuiano und ein paar polynesischen Lehrern ihn auf einer Fahrt nach Manono begleiten, um gelegentlich der Einführung Teavas mit Matetau zusammenzutreffen. Zuerst sträubte sich Malietoa mit Händen und Füßen dagegen. Als ihn aber Williams daran erinnerte, daß es Christenpflicht und ein Gott wohlgefälliges Werk sei, die Hand zur Versöhnung zu bieten, erwiderte er auf der Stelle: „Dann will ich mich aufmachen. Laß uns gleich morgen reisen!“

Raum ankerte das Schiff vor Manono, so eilte Williams an Land und vermochte Matetau, ihn an Bord zurückzubegleiten. Nach einem kurzen Hinweis darauf, wie bedeutungsvoll es für die Ausbreitung des Evangeliums in Samoa sei, wenn sie in Frieden mit einander lebten, ließ er die beiden Gegner allein, damit sie sich in Ruhe gegenseitig aussprechen konnten. Und siehe da, nach einer Stunde kamen sie zum Missionar mit den Worten: „Wir beide haben jetzt nur ein Herz!“ In Zukunft, so versprachen sie, wollten sie gemeinsam ihren Einfluß ausbieten, den Kriegen zu steuern und dem Evangelium freie Bahn zu machen. Nunmehr übergab Williams den Lehrer Teava und dessen Frau in die Obhut Matetaus; alle knieten auf dem Verdeck nieder und nach innigem Gebet um Gottes Segen nahm der Missionar von Matetau und Teava Abschied. Die letzte Woche seines Aufenthaltes im Archipel verwandte Williams auf die Suche nach einem

sicherem Hafen, wo der „Friedensbote“ in aller Ruhe ankern und kleinere Havarien ausbessern konnte. In all den Küstendörfern Savais und Upolus, die Williams bei dieser Gelegenheit berührte, bat man ihn um Unterweisung in der Christenlehre und gab der Bitte zumeist noch besonderen Nachdruck mit den Worten: „Unsere Kapelle ist fertig. Das Einzige, was wir nun begehren, ist ein Missionar.“

Es gelang Williams, mehrere Häfen ausfindig zu machen, unter andern auch den neuerdings so viel genannten Hafen von Apia. Bei der Landung in letzterem Orte lernte er den dortigen Oberhäuptling Bunipuniolu kennen, der umgeben von 150 seiner Leute dem Missionar erklärte: „Ich habe mich entschlossen, die Religion meiner Vorfahren aufzugeben, und wünsche, daß du aus mir einen Christen machst.“ Natürlich beeilte sich Williams, dem Manne deutlich zu machen, daß er nur zufolge einer Herzenserneuerung, die das Werk Gottes sei, Christ werden könne. Gleichzeitig sprach er ihm seine Freude darüber aus, daß er sich frei und öffentlich zu Gunsten des Christentums erkläre, und gab ihm die Zusage, treulich für ihn bei Gott Fürbitte zu thun. Der Oberhäuptling sagte darauf zu den anwesenden Samoanern, daß diejenigen, welche mit ihm die christliche Lehre anzunehmen gedächten, während des Gebetes des Missionars in der Versammlungshalle bleiben, die anderen aber weggehen möchten. Darauf zogen sich ungefähr 20 Eingeborene zurück. Als sie nach beendigtem Gebete wieder erschienen, richtete er folgende Worte an die Versammlung: „Keiner von uns spreche verächtlich über Religion. Manche von euch haben vorgezogen, Teufelsanbeter zu bleiben. Haltet euch nicht über mein Vorgehen auf; ich lasse euch auch in Ruhe.“

Auf einem Spaziergange, welchen Williams bald darnach mit Bunipuniolu in der Umgegend Apias machte, erschien letzterer sehr niedergeschlagen, und als ihn Williams nach dem Grunde fragte, antwortete er: „O, ich bin in einer großen Verlegenheit. Ich habe einen bedeutungsvollen Schritt gethan, indem ich ein Anbeter Jehovahs geworden bin. Aber ich befinde mich völlig im Dunkeln darüber, auf welche Weise ich ihn zu verehren habe; auch weiß ich nicht, was ich thun und lassen muß, um sein Wohlgefallen zu erwerben. Ich habe ja Niemanden, der mich unterweisen könnte.“ Williams ließ es, soweit es die kurz bemessene Zeit seines Aufenthaltes erlaubte, natürlich nicht an dem nötigen Unterricht fehlen; außerdem veranlaßte er einen der tahitischen Missionsgehilfen, auf einige Zeit von Sapapalii nach Apia überzusiedeln. Nachdem Williams noch eine Anzahl Dörfer auf

der Nordküste Upolus besucht hatte — eine große Anzahl von Einladungen seitens anderer Häuptlinge mußte er unberücksichtigt lassen — landete er im Vorbeifahren auf Manono, wo er Teava zu seiner Freude in hoffnungsreicher Arbeit fand; fast alle Insulaner ließen sich von ihm in Gottes Wort unterweisen. Mehrere tahitische Lehrer waren bei Teava auf Besuch, um ihn zu unterstützen. Williams machte sie auf die verschiedenen offenen Thüren in Upolu aufmerksam, und damit schloß sein zweiter Aufenthalt in Samoa. Der „Friedensbote“ trug ihn und seinen Begleiter Matea wieder nach Rajatea zurück.

So hoch erfreut Williams über die Aufnahme war, welche die Glaubensboten unter den Samoanern gefunden hatten, so war er doch einsichtig und nüchtern genug, die im Volke entstandene Bewegung zu Gunsten des Christentums nicht zu überschätzen. Er sagte sich gar wohl, daß nur bei einem kleinen Teile der Samoaner das stürmische Verlangen nach Missionaren aus der Überzeugung von dem unschätzbaren Werte des Evangeliums herausgeboren war, bei den meisten dagegen durch sehr verschiedenartige und minderwertige Beweggründe bedingt wurde. Manche Eingeborene leitete die Hoffnung, daß sich mehr Handelsschiffe an ihren Küsten einstellen würden, wenn sie das Christentum annähmen; andere glaubten sich auf diese Weise vor der Bösartigkeit ihrer heidnischen Gottheiten zu schützen oder hielten die neue Religion für ein wirksames Mittel, ihr Leben zu verlängern. Ein kleines Häuflein sehnte sich danach, daß die blutigen und verheerenden Stammesfehden ein Ende nehmen möchten. In zahlreichen Volksversammlungen wurden diese verschiedenen Anschauungen laut. So erhob sich einst bei einer solchen Gelegenheit ein ehrwürdiger Häuptling und sprach: „Es ist mein Wunsch, daß die christliche Religion in unserm Lande die herrschende wird. Ich sehe die Weisheit jener Anbeter Jehovahs und werde gewahr, wie sie uns in jeder Beziehung überlegen sind. Ihre Schiffe gleichen schwimmenden Häusern, in denen sie den sturmgepeitschten Ocean monatelang in völliger Sicherheit befahren können, während unsere Boote bei scharfem Winde alsbald umschlagen und die Bemannung mit den Wellen zu kämpfen hat. Ihr Körper ist vom Kopf bis zum Fuße in prächtige Kleider gehüllt, während wir nur Gürtel von geflochtenen Blättern tragen. Ihre Ärte sind so hart und scharf, daß wir mit denselben leicht unsere Bäume fällen und sonstige Arbeit verrichten können, während wir mit unsern Steinbeilen mehrere Tage lang in einem fort uns plagen müssen, ehe wir nur einen einzigen Baum zum Fallen bringen. Wie wertvoll sind dann nicht ihre Messer? Wie viel

leichter, als mit unsern Bambusmessern läßt sich damit nicht ein Schwein zerlegen? Ich komme nun zu dem Schlusse, daß der Gott, welcher seinen weißen Anbetern diese wertvollen Sachen gegeben hat, weiser sein muß als unsere Götter; denn sie haben uns nichts derartiges verliehen. Wir alle haben solche Sachen nötig und ich schlage euch daher vor, daß der Gott, der den Seinen solche Gaben verleiht, auch unser Gott sein soll.“

Da diese Ansprache einen gewaltigen Eindruck hervorrief, erhob sich ein heidnischer Priester und suchte die Wirkung jener Worte durch die Erklärung abzuschwächen, er habe nichts wider das Iota vorzubringen und lasse es dahingestellt sein, ob es gut oder schlecht sei; aber auf jeden Fall dürfe man sich nicht übereilen. „Die Leute, welche uns diese neue Religion gebracht haben,“ fuhr er fort, „haben es vielleicht auf unsere Ländereien und Frauen abgesehen. Ich will nicht gerade behaupten, daß das wirklich ihre Absicht ist; aber die Möglichkeit liegt doch vor. Mein Bruder hat die Klugheit dieser weißen Fremdlinge gepriesen. Gesezt den Fall, wir kämen in ihr Land und erklärten, Jehovah sei nicht der wahre Gott, forderten sie auf, ihm den Rücken zu kehren und Tangaloa, den Gott Samoas anzubeten, was glaubt ihr wohl, was sie dazu sagen würden? Sicherlich würden sie sprechen: ‚Nur gemacht. Erzählt uns erst etwas mehr von Tangaloa und von der Anbetung, die er von den Seinen fordert.‘ Nun, mein Wunsch ist, daß wir Samoaner es in gleicher Lage ebenso machen, wie die klugen Bewohner Englands, und erst nähere Erkundigungen über die neue Religion einziehen, ehe wir das aufgeben, was unseren Vorfahren als heilig galt.“

XIII. Kapitel.

Weiße und braune Lügenpropheten.

Kaum hatte sich die Kunde davon, daß christliche Lehrer auf Samoa ihren Wohnsitz aufgeschlagen und bei den Eingeborenen freundliche Aufnahme gefunden hatten, unter den Matrosen der die Südsee besahrenden Walfischfänger und Handelschiffe verbreitet, als einzelne derselben desertierten, um ihr Glück auf jenen Inseln zu versuchen oder wenigstens in süßem Nichtsthum dort ihre Tage zu verbringen. Dazu gesellte sich wohl auch ein noch schlimmeres Element in den aus australischen Gefängnissen entflohenen Verbrechern.

Schon Williams hatte auf seinen ersten Samoafahrten jene anruchigen Menschen kennen gelernt, die die Sehnsucht der Eingeborenen nach etwas

besserem, als ihnen der Götzendienst darbieten konnte, zu eigennützigen Zwecken ausbeuteten. Gar mancher samoanische Häuptling glaubte an Ansehen zu gewinnen, wenn er einen solchen weißen Mann bei sich aufnahm. In der Meinung, daß alle Weißen ein und dieselbe Religion hätten und jeder von ihnen darin Unterricht geben könne, munterte der Häuptling seinen weißen Adoptivsohn dazu auf, die Stelle eines Oberpriesters für die Familie und den ganzen Bezirk zu übernehmen. Der Weiße machte einen Versuch und als er merkte, daß die Sache Anklang fand, arbeitete er sich immer mehr in seine Rolle als Betrüger hinein. Er belehrte die leichtgläubigen Samoaner darüber, daß die polynesischen Lehrer ihre Sache nicht recht machten und viel zu streng in ihren Forderungen wären. Vielweiberei, die obscönen Tänze zur Nachtzeit und andere heidnische Ausschweifungen wären ganz harmlos und jedermann gestattet. Natürlich ward eine Religion, die derartige Sachen in Schutz nahm, bei den heidnischen Samoanern sehr bald populär.

Ein Samoaner, der eine Zeitlang der Schüler eines solchen betrügerischen Matrosen war, hat in seinen Erinnerungen folgende nähere Einzelheiten darüber aufgezeichnet: „Die neue Religion breitete sich in unserm Dorfe aus. Einer nach dem andern trat bei, verzehrte die Tiere, die für ihn als Wohnstätte seiner Schutzgötter bis dahin heilig gewesen waren, und befand sich wohl dabei. Da machte ich mich auch auf, es mit der Religion des weißen Mannes zu versuchen. Der Seeaal und die Seespinne waren die Verkörperungen der Götter, welche unsere Familie anbetete. Ich verschaffte mir von jedem dieser Tiere ein Stück und ließ dann bei dem Weißen anfragen, ob ich erst zu seiner Religion übertreten oder erst von jenen Tieren essen müsse. Die Antwort lautete, ich müsse erst übertreten. Sofort ging ich in das Haus des weißen Mannes, der ein Portugiese sein sollte, und erklärte ihm, daß ich mich fortan zu seiner Religion halten wolle. Hierauf kochte ich die beiden Seetiere und aß ein Stück von jedem. Die Nacht brach herein und ich streckte mich auf meinem Lager aus, harrend, ob mich eine Krankheit überfallen werde. Indeß die Nacht ging vorüber und der folgende Tag und die anderen Tage, aber mir fehlte nichts und daraus zog ich den Schluß, daß des weißen Mannes Gott mächtiger sei als die Götter Samoas. Einmal im Jahre, ungefähr im Mai, kam für uns die große Zeit der Anbetung. Jeden Tag einen ganzen Monat hindurch kamen wir zu dem Weißen. Er sang und wir gaben uns Mühe, seine Worte zu verstehen und es ihm nachzumachen;

aber es war eine fremde Sprache. Er las aus einem fremden Buche, wir kannten kein Wort davon. Wir alle knieten nieder und er that dasselbe und betete einige Sekunden, aber wiederum in einer unbekannten Sprache. Das war alles, was wir thaten. Den ganzen Monat hindurch schmauseten und tanzten wir. Als die Zeit um war, trennten wir uns wieder und ein jeder ging in sein Dorf. Nichts war verboten. Vielweiberei und andere heidnische Gebräuche blieben unangetastet. Nichts wurde von uns verlangt, als einen Monat im Jahr zusammenzukommen, um zu beten, zu schmausen und Unsinn zu machen. Ich betete nie zu Hause, sondern nur wenn wir unsere Zusammenkünfte hielten. Ich begnügte mich mit dem Bewußtsein, daß ich zu der Religion des weißen Mannes gehörte und unter dem Schutze seines Gottes stände. War einer von uns krank, so kam der Weiße und betete um unsere Genesung.“

Ein Engländer in einem andern Teile Samoas trieb es in ähnlicher Weise. Er hatte einen wöchentlichen Feiertag ausgeschrieben, eine Kapelle bauen lassen, las aus einem unbekannten Buche, sang, betete und machte den Versuch, den Eingeborenen in ihrer Sprache Geschichten zu erzählen, die sie späterhin als biblische Geschichten wieder erkannten. Einmal im Jahre berief er alle seine Gläubigen, die zahlreich und weit zerstreut waren, zusammen. Manche kamen aus einer Entfernung von 16 Stunden. Sie nahmen Speisevorräte mit sich und hielten ein gemeinsames Festmahl. Bei dieser Gelegenheit fand ein besonderer Gottesdienst statt, der eine Nachäffung des heiligen Abendmahles war. Nur die Häuptlinge und Familienvorstände nebst ihren Frauen waren zu dieser Feier zugelassen. Sie wußten nicht, was das Ganze bedeuten sollte, aber aus ihrer Erzählung, daß es dabei kleine Scheibchen Taro und einen Schluck Kokosmilch gegeben habe, darf man wohl schließen, daß es die Stelle des Abendmahles einnehmen sollte. Dann trennte man sich wieder und die weiter Entfernten bekümmerten sich erst nach Jahr und Tag, wenn die nächste Zusammenkunft stattfand, wieder einmal um ihre Religion. Nichts war verboten. Sie mochten an den unzünftigen nächtlichen Tänzen teilnehmen und leben, wie es ihnen beliebte, da ihr Oberpriester selbst an allerlei Orgien sich beteiligte.

Ein Samoaner, der ein oder zwei Jahre an Bord eines Walfischfängers gelebt und mehrere fremde Hafenstädte kennen gelernt hatte, lehrte schließlich wieder in die Heimat zurück und wollte auch seine eigene Religion ins Leben rufen. Obgleich er keine Ahnung von der christlichen Wahrheit hatte, strömten ihm doch viele Anhänger zu. Mit einer englischen Bibel in der

Hand stand er inmitten seiner Gläubigen auf, gab sich den Anschein, als könnte er lesen, murmelte ein paar unverständliche Worte, sprach kurz über einen ganz beliebigen Gegenstand und betete zum „Gott des Himmels“.

Nach und nach behaupteten er und seine Anhänger, daß sie den Sohn Gottes unter sich hätten und zwar habe er seine Wohnung in dem Leibe einer alten Frau aufgeschlagen. So oft es ihr behage, könne sie ihnen von der wahren Gefinnung und den Aussprüchen Jesu Christi oder „Sisu Alaisah“, wie sie den Namen umgewandelt hatte, berichten. Sie erzählte unter anderm, daß Christus in der Nacht leibhaftig aus dem Walde in ihr Haus eintrete; alle Kranken möchten kommen und sich von ihm berühren lassen, so würden sie gesund. Eine Ecke ihres Hauses war durch einen Vorhang von Baststoff abgegrenzt, an dessen Vorderseite sich der Patient in dem dunklen Wohnraum niederlassen mußte. Kaum war das geschehen, so reichte eine kalte Hand über den Vorhang herüber und berührte Kopf, Brust oder irgend ein Glied, je nach der Art der Krankheit des Heilung Suchenden. Der Hokuspotus wurde von der Schwester der alten Frau betrieben, wie später herauskam. Natürlich fehlte es nicht an wunderbaren Heilungen und es gab einen förmlicher Ansturm von Patienten aus allen Teilen der Inselgruppe, die ebenfalls von der geheimnisvollen Hand berührt sein wollten.

Nach einiger Zeit erklärte die alte Frau, daß der jüngste Tag nahe sei, und befahl, daß sich alles auf die Wiederkunft Jesu Christi vorbereiten möge. Die Leute sollten besonders alles Unkraut von den Gräbern beseitigen, da die Toten auferstehen würden und es gern sähen, wenn alles recht sauber wäre. Die Taropflanzen könnten sie ausraufen und wegwerfen, die Bananenstauden umhauen und ihre Schweine schlachten und kochen. Denn später bedürfe man solcher Speisen nicht mehr. Jesus Christus würde umhergehen und alles verbrennen; dann werde er den Menschen vom Himmel herab Nahrung im Überflusse zukommen lassen. Die armen, leichtgläubigen Menschen nahmen alles für bare Münze an. Die Frauen und Kinder machten sich daran, die Grabstätten auszuäuten, während die Männer die Taropflanzen zerstörten und unter den Schweinen aufräumten. Haufenweise wurden die Speisen ausgeteilt. Der Schmaus ging vorüber, und nun kam der Tag herbei, an dem der Sohn Gottes erscheinen sollte und zwar von der See her, auf den Wellenkämmen einhererschreitend.

Schon in der Morgendämmerung strömte die aufgeregte Menge aus allen Häusern heraus, und jedes Auge spähte hinaus auf die weite Meeres-

fläche. Einige zitterten vor Furcht, andere waren aufmerksam im höchsten Grade; doch fehlte es auch nicht an solchen, die zu Scherz und Kurzweil aufgelegt waren. Da saßen sie nun den lieben langen Tag und ließen ihre Blicke über das Meer schweifen; aber sie sahen nur den Schaum der Brandung auf dem Riff und gelegentlich einen in die Luft sich empor-schnellenden Fisch. Gegen Abend ging von Mund zu Mund die Nachricht, daß der Herr am nächsten Tage kommen werde. „Morgen,“ sagte die alte Dame feierlich, „wird Sisu Alaisah erscheinen.“

Der andere Tag brach an und verging und es hatte sich nichts ereignet. Aber die alte Frau ließ sich nicht aus ihrer Fassung bringen. „Christus wünscht, daß ihr drei Tage warten sollt,“ lautete diesmal ihre Ausrede. Der dritte Tag kam und der vierte; vergeblich wartete das Volk. Da sagte die Betrügerin: „Ich will euch sagen, wie die Sachen stehen. Jesus Christus fühlt sich durch das gemeine Volk beleidigt, das gekommen ist, um zu lachen und zu scherzen. Er ist erzürnt und wird jetzt nicht erscheinen; aber er sagt, er wird an einem anderen Tage kommen, wenn es ihm gerade beliebt.“ Betrübten Herzens, aber noch immer nicht an den Worten der Frau zweifelnd gingen die betrogenen Leute aufs Feld, um wieder frischen Taro zu pflanzen, da sie mutmaßten, daß sie möglicherweise doch noch für einige Jahre auf derartige Nahrungsmittel angewiesen wären. Schließlich machte der Tod der alten Frau allen weiteren Betrügereien ein Ende. Aber einige Starrköpfe blieben auch Jahrzehnte noch danach bei der Meinung, es sei doch etwas Wahres an der Sache und die Religion der alten Frau nicht so übel.

Eine andere Sekte, die der sogenannten Jovilianer oder Suivilianer, welche lange ihr Wesen in der Ortschaft Faleata auf Upolu hatte, leitete ihren Namen von einem Samoaner Suivili oder Juivili ab, der als Matrose unter dem Admiral Dumont d'Urville gedient und dessen Namen als glückverheißend angenommen hatte. Er imponierte seinen Landsleuten durch seine weiten Reisen und fand daher für seine Religion nicht wenig Anhänger. Einmal im Monat mußten die Seinen zusammenkommen, sich mit dem Bauche auf den Erdboden legen und mit dumpfer Stimme ausrufen: „Jeova o le matua Atua!“ (Jehovah, der allmächtige Gott.) Er hielt sich mit Vorliebe im Wipfel einer Kokospalme auf, die ihm als Kanzel diente. Den Leuten redete er vor, daß er so die göttlichen Eingebungen besser empfangen könne; übrigens genüge die Milch der Kokosnuß zu seiner Ernährung. Er hatte aber wohlweislich ein eingesalzenes Hinterviertel von

einem Schwein in den Palmbüscheln versteckt, von dem er zehrte. Als er seine Doppelrolle als Asket und Prophet überdrüssig hatte, stieg er wieder herab und soll sich später zum Christentum bekehrt haben. Während seiner Blütezeit betrug die Zahl seiner Anhänger 5—6000.

XIV. Kapitel.

Die Christianisierung Samoas durch die Londoner Mission.

Williams sah gar wohl ein, daß die polynesischen Lehrer bei aller ihrer Treue und ihrem Eifer der unter den Samoanern sich mit elementarer Gewalt geltend machenden Bewegung zum Christentum nicht gewachsen waren, und es war ihm daher ein dringendes Anliegen, bei seiner zeitweiligen Rückkehr nach England die Londoner Missionsgesellschaft zur Stationierung einer Anzahl englischer Missionare im Samoa-Archipel zu bewegen. Bis dahin wurden zwei Mitarbeiter Williams', die Missionare Platt von Rajatea und Wilson von Tahiti, mit der Leitung der Samoa-Mission betraut. Im Jahre 1834 landeten sie auf der Gruppe und hatten sich, dank ihrer Kenntnis, der ostpolynesischen Sprachen, schon nach 1½ Jahren mit dem Samoanischen so vertraut gemacht, daß sie mit der Abfassung eines Katechismus, eines Lieder- und Lesebuches, sowie mit der Uebersetzung des Matthäus-Evangeliums bereits den Grund zu einer samoanischen Litteratur gelegt hatten, als im Jahre 1836 die sehnlichst erwarteten 6 Missionare — wir führen hier ihre Namen auf: Barnben, A. W. Murray, Macdonald, Hardie, Heath und Mills — aus England eintrafen und sich auf den drei größten Inseln Savaii, Upolu und Tutuila niederließen. Missionar Barff von Huahine, der die Neuankömmlinge bei den Eingeborenen eingeführt hatte, nahm die Manuskripte der von Platt und Wilson geschaffenen Litteratur mit nach Huahine, um sie auf der dortigen Missionspresse drucken zu lassen, und schon im Jahre 1837 konnten die Christengemeinden Samoas mit den ersten 2000 Exemplaren des Matthäus-Evangeliums versehen werden.

Als Williams im Jahre 1838 auf dem neuen Missionschiffe „Camden“ nach Samoa zurückkehrte, fand er seine Landsleute mitten in gesegneter Arbeit und von dem Vertrauen der Eingeborenen getragen. Die ersten Taufen von 12 Erwachsenen und 11 Kindern hatten Anfang 1837 in Savaii in Missionar Hardies Bezirke stattgefunden und dort zur Bildung einer festorganisierten Christengemeinde geführt. Zu gleicher Zeit hatte

auch Missionar Heath die Freude auf Manono 24 Erwachsene taufen zu können. Man hatte absichtlich die Taufbewerber eine Reihe von Jahren warten lassen, ehe man ihnen das Sakrament spendete, um die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung zu prüfen.

Auf Tutuila hatte in der kurzen Frist von 2 Jahren die Thätigkeit der Missionare Murray und Barnben, von denen der erstgenannte in der Pangopangobai, der letztere in Leone stationiert war, ebenfalls reiche Früchte getragen. Im Sommer 1837 empfingen die 3 Erstlinge die Taufe aus Murrays Hand und ein Jahr später war ihre Zahl bereits auf 100 gestiegen. In den Jahren 1840—42 aber ging eine wunderbare Erweckungsbewegung durch die Gemeinden Tutuilas, welche der Christengemeinde nicht nur äußerlich einen großen Zuwachs zuführte, sondern sie auch innerlich erneuerte. Willig brachten die jungen Christen Missionsopfer dar und halfen zur Ausbreitung des Evangeliums unter ihren heidnischen Landsleuten mit. Selbst die Heiden gaben wenigstens äußerlich den Dienst der Aitua preis.

Am wenigsten wollten die weißen Arbeitskräfte auf Upolu zureichen, wo Missionar Mills von Apia aus im Norden der Insel seine Predigtreisen unternahm, während sein Gefährte Heath die Fürsorge für die Eingeborenen auf der Südküste übernommen hatte. Es gab bereits 10 große und mehrere kleine Kirchen auf dieser Insel; die Eingeborenen entfalteten einen großen Eifer im Lesenlernen und gaben willige Käufer für die wenigen vorhandenen Bücher ab. Zum Glück war unter den 3 neuen Missionsarbeitern, die Williams 1838 aus England mitbrachte, auch ein Buchdrucker, Namens Stairs, der alsbald in Falelatai (im Südwesten Upolus) eine Buchdruckerei errichtete die später nach Leulumoenga (westlich von Apia) verlegt wurde.

Da vor allem auf Upolu das Bedürfnis nach europäischen Arbeitskräften ein so großes war, faßte Williams den Entschluß, sich mit seiner Familie hier niederzulassen, und zwar wählte er sich als Wohnort Fasitootai im Distrikte Mana. Er that das um deswillen, weil dieser Landesteil noch unter den Nachwehen des Krieges vom Jahre 1830 litt und von seiten der siegreichen Partei manche Demütigung zu kosten bekam. Er errichtete in jenem Orte ein Seminar für Lehrer, sowie eine Stationschule und überwachte auf zahlreichen Rundreisen die Arbeit der Londoner Missionare im Archipel. Im Oktober 1839 trat er dann die Reise nach den Neuhébriden an, auf der er den Märtyrertod in Eromanga finden sollte. An

seine Stelle trat Missionar Pratt, dessen Name auch außerhalb der Missionskreise um seiner verdienstlichen Sprachforschungen willen einen guten Klang hat.

Als das erste Jahrzehnt der Londoner Missionsthätigkeit auf den Samoainseln zu Ende ging, konnte man die Zahl der nominell christlichen Samoaner auf ungefähr die Hälfte der Gesamtbevölkerung des Archipels schätzen. Die Missionare verhehlten sich freilich nicht, daß die Mehrzahl ihrer Gemeindeglieder zunächst nur die äußeren Formen des Christentums angenommen hatte, und daß es nun vor allen Dingen galt, mit aller Macht den inneren Umwandlungsprozeß in den Herzen der neugetauften Christen zu fördern. Um so willkommener war ihnen die Erweckungsbewegung, die im Jahre 1841 von Tutuila ausgehend ihre Kreise über die anderen Inseln zog und die Eingeborenen noch williger machte, das Evangelium in die Herzen aufzunehmen und seine Kraft auf den täglichen Wandel wirken zu lassen. Die vorhandenen Arbeitskräfte hätten nicht genügt, die Bewegung in gesunden Bahnen zu erhalten, wenn nicht gerade zu Anfang der 40er Jahre 6 junge Missionare aus England herausgesandt worden wären, unter denen die beiden bedeutenden Männer Nisbet und Dr. Turner waren; dem ersteren waren 35, dem letzteren 41 Jahre gesegneter Missionsarbeit im Samoa-Archipel vergönnt.

Trotz der zahlreichen kleinen Kriege — die Eingeborenen zählen deren seit 1830 bis jetzt 12 — welche zumeist durch die Eifersüchteleien der Häuptlinge in den einzelnen Landschaften hervorgerufen wurden und stets einen mehr oder minder ungünstigen Einfluß auf die Missionsarbeiten ausübten, zog die Londoner Mission die Bevölkerung Samoas doch immer mehr in ihren Bereich, bis — unter Mitwirkung der Wesleyanischen und katholischen Mission — bereits am Ausgange der 50er Jahre das Heidentum im Archipel völlig unterlag. Die Samoaner, deren Seelenzahl man damals auf 34000 berechnete, waren äußerlich Christen geworden.

Ein derartiger Erfolg wäre unmöglich und unerklärlich gewesen, wenn sich die Londoner Missionare nicht von vornherein die Übersetzung der heiligen Schrift in die Samoasprache und ihre Verbreitung unter dem Volke hätten angelegen sein lassen. Jene Schar von Missionaren, die 1836 auf Samoa landete, hatte schon unterwegs eine Vereinbarung über die Verteilung der Übersetzungsarbeit getroffen, so daß bereits zwischen 1840 und 1850 aus der samoanischen Presse der Londoner Mission eine provisorische Separatausgabe der einzelnen Teile des Neuen Testaments hervorging. Auf Grund

dieser Vorarbeiten druckte dann die Britische Bibelgesellschaft 1850 eine verbesserte Ausgabe des Neuen Testaments in einem Bande. Ein Jahrzehnt später erschien nach ähnlichen Vorarbeiten für das Alte Testament eine Gesamtausgabe der ganzen Bibel. Zur Zeit ist die samoanische Bibelübersetzung in 3 verschiedenen Formaten in den evangelischen Christengemeinden des Archipels verbreitet; die Eingeborenen haben es als Ehrensache angesehen, der Britischen Bibelgesellschaft alle Ausgaben für den Druck ihrer Bibeln bei Heller und Pfennig zurückzuerstatten.

Auch sonst noch ist die Missionspresse der Londoner in Feulumeonga nicht unthätig gewesen, wie die folgende Liste der dort in der Samoasprache gedruckten Bücher beweist: Ein Handkommentar zum Alten und Neuen Testament, 8 Bände Erläuterungen zu den Psalmen, und den einzelnen Büchern des Neuen Testaments, 2 Bände Predigtentwürfe, Bunyans Pilgerreise, der „Tagesanbruch“, eine Bibelkonkordanz, ein Bibellerikon, ein Liederbuch von 400 Nummern, Katechismus, Biblische Geschichten, Kirchengeschichte, Pastoraltheologie, Unterricht über die katholische Lehre und eine Anzahl Schulbücher für die weltlichen Fächer. Im ganzen zählt die samoanische Litteratur, welche man den Londonern verdankt, 32 Bände mit zusammen 10000 Druckseiten.

Ein anderer Grund für die rasche Ausbreitung des Evangeliums durch die Sendboten der Londoner Missionsgesellschaft liegt in der Fürsorge, die sie auf die Ansiedlung geeigneter eingeborener Hilfskräfte verwandten. In den ersten Jahren ihrer Thätigkeit in Samoa hatten sich die Londoner Glaubensboten darauf beschränkt, bewährten Christen aus ihren Gemeinden, die Lust zum Evangelistenberuf hatten, eine Zeit lang noch besonderen Unterricht in der Christenlehre zu erteilen und sie dann als Lehrer und Prediger in den Außendörfern ihres Bezirkes zu stationieren. Jeden Mittwoch fanden sich diese eingeborenen Gehilfen im Hause ihres Missionars ein, der für sie einen Predigtentwurf angefertigt hatte, den jeder Einzelne sich abschrieb. Auf Grund eines solchen Entwurfes besprach dann der Missionar ausführlich den betreffenden Bibeltext mit seinen Samoanern und gab denselben Gelegenheit, sich über Stellen, die ihnen nicht ganz klar waren, mündliche Auskunft bei ihm zu erbitten.

Je mehr aber die Zahl der Christengemeinden zunahm, um so weniger konnte dieser Nothbehelf genügen. So gründete denn die Londoner Mission in Malua — 3 Stunden westlich von Apia — ein Missionsseminar, welches am 24. September 1844 von den beiden mit der Leitung betrauten

Missionaren Hardie und Turner eröffnet wurde. Wie dasselbe aus kleinen Anfängen zu einer förmlichen Kolonie erwachsen ist und was dort gearbeitet wird, soll in einem besonderen Kapitel geschildert werden.

Um dem Übelstande abzuhelpen, daß die zum Eintritt in das Seminar sich meldenden Böglinge eine sehr ungleichmäßige Vorbildung zeigten, gründete die Londoner Mission im Jahre 1890 zu Leulumoenga eine höhere Schule für Jünglinge und zwei Jahre später in Papauta bei Apia ein Institut für junge Samoanerinnen. Wenn auch ein Teil der Schüler Leulumoengas nach beendigem Kursus nicht in den Dienst der Mission treten, sondern ihre Kenntnisse im bürgerlichen Leben verwerthen, so geht doch die Mehrzahl später auf das Seminar in Malua über und zahlreiche Seminaristen holen sich ihre Frauen aus dem Institute in Papauta. Infolgedessen treten in der letzten Zeit die Abiturienten Maluas geistig besser ausgerüstet in ihrem Beruf als Geistliche und Lehrer ein. Das von zwei englischen Lehrerinnen geleitete Institut Papauta hat sich in der kurzen Zeit seines Bestehens durch die erzielten Erfolge bei den Samoanern schon viele Sympathieen erworben, so daß die für 70 Böglinge berechnete Anstalt bereits 90 junge Mädchen hat aufnehmen müssen. Um dem vorhandenen Bedürfnisse nach einer besseren Erziehung der weiblichen Jugend zu genügen, wird die Londoner Mission voraussichtlich ein zweites Mädcheninstitut auf der Insel Tutuila ins Leben rufen.

Zur Zeit ist die Londoner Mission im Samoa-Archipel durch zehn englische Missionare und vier englische Missionslehrerinnen vertreten, von denen sieben, darunter die vier Lehrerinnen, auf Upolu und auf Savaii stationiert sind, während auf Tutuila nur ein einziger Missionar entfällt. Letzterer versorgt die beiden Stationsbezirke Leone und Pangopango von ersterem Orte aus und führt zugleich die Aufsicht über die Christengemeinden auf den drei Eilanden (Tau, Ofu und Olofenga) der Manua-Gruppe. In Upolu verteilen sich die Missionare auf die Nordküste mit dem Wohnsitz in Apia, Malua und Leulumoenga, während auf der Südküste Faleakili den Mittelpunkt ihrer Thätigkeit bildet. In Savaii haben die Londoner ihre Arbeit auf den Bezirk Faasaleleanga an der Ostküste mit der Station Luafise und auf die Station Matautu an der Nordküste beschränkt.

Die Zahl der eingeborenen Hilfskräfte bezifferte sich ausgangs 1898 auf 175 ordinierte und 164 unordinierte Geistliche, welche unter der Oberaufsicht der Missionare 217 Gemeinden leiteten. Letztere zählten 6495 erwachsene Kirchenglieder (Members) und 27452 sogenannte „Anhänger“

(Adherents), welche einer Zahl von ungefähr 24 000 getauften Christen entsprechen. Außer den vorher erwähnten höheren Unterrichtsanstalten giebt es in den Londoner Missionsgemeinden noch 204 Elementarschulen, welche von 2943 Knaben und 3281 Mädchen besucht werden. Auch unterhält daneben jeder Missionar noch auf seiner Station ein kleines Knabenspensionat.

XV. Kapitel.

Ein Besuch im Missionsseminar zu Malua.

Wer von Apia aus auf der Lagune drei Stunden längs der Küste gen Westen gefahren ist, sieht mitten aus dem Grün der Palmen und Brotfruchtbäume eine Gruppe von 25 weißen Häusern hervorleuchten. Nach der See zu schützt ein Steindamm den Fußweg vor den oft ungestüm anbrängenden Wogen des Stillen Ozeans. Hinter der Ansiedelung breitet sich ein 300 Acker umfassendes Plantagengelände aus, um welches herum ein von einer Kokospalmenallee überschatteter breiter Grenzweg von der Länge einer Stunde führt. Das ist Malua, das Londoner Missionsseminar für Samoa. Hier haben zwei europäische Missionare als Direktoren, ein paar eingeborene Hilfslehrer, hundert Seminaristen mit ihren Frauen und Kindern, sowie 25 Jünglinge im Alter von 14—18 Jahren ihren Wohnsitz; die ganze Kolonie umfaßt mindestens 250 Personen.

Als man im Jahre 1844 an die Gründung der für das Gedeihen der Londoner Samoa-Mission so überaus wichtigen Anstalt ging, fand man an Ort und Stelle weiter nichts vor als den ungerodeten Buschwald, ein paar Brotfruchtbäume und Kokospalmen und eine frische Quelle. Die Häuptlinge in der Nachbarschaft boten den Missionaren soviel Land, als sie für die Anstalt begehrten, umsonst an. Diese maßen 30 Acker ab, baten aber, das Land vergüten zu dürfen, und zwar zahlten sie dafür in Baumwollstoffen und Eisenwaren so viel, daß sich der Acker im Preise auf 15 Mark stellte.

Bald meldeten sich 25 junge Samoaner im Alter von 10—20 Jahren, welche ins Seminar einzutreten wünschten und zunächst sich mit einer Unterkunft in provisorisch aufgeführten Häusern begnügten. Die umwohnenden christlichen Eingeborenen brachten Geschenke an Vams, Taro, Bananen und Kokosnüssen, die teils verzehrt, teils zur Anlage von Pflanzungen benutzt wurden; denn von vornherein hielten die Missionare darauf, daß jeder Zögling sein eigenes Stück Land urbar machte und bebaute. Bald lichte sich der Busch,

Brotfruchtbäume erhoben sich über das Gelände; die Lagune lieferte den Bedarf an Fischen für den Haushalt. So konnte denn am 24. September 1844 der Unterricht mit der Unterklasse eröffnet werden.

Im folgenden Jahre kam eine zweite Klasse von 25 Jünglingen hinzu, von denen einige bereits an Dorfschulen als Lehrer gewirkt hatten. Je weiter die Zeit vorschritt, um so mehr wuchs in den Christengemeinden das Bedürfnis nach besser ausgebildeten Lehrern und Geistlichen. So mehrte sich denn die Zahl der Seminaristen, und auch der Landbesitz der Anstalt erweiterte sich durch Zukäufe auf 300 Acker. Die Knabenklasse wurde auf 25 beschränkt. Diese jungen Burschen wohnten nicht in einem besonderen Gebäude für sich; sondern jeder verheiratete Seminarist hatte in seinem Hause ein Stübchen für einen solchen Pensionar reserviert, der nun unter der speziellen Aufsicht der betreffenden Familie stand. Da jedes Jahr ungefähr 20 junge Leute gebraucht wurden, um den Bedarf der 240 Missionsgemeinden Samoas und der Außenstationen zu decken, so fand man es schließlich notwendig, die Zahl der Seminaristen nicht unter hundert sinken zu lassen.

Zunächst bestand die Ansiedelung nur aus zwei Häusern; aber nach und nach reihete sich, von den jungen Leuten erbaut, ein neues Haus ums andere daran. Jetzt liegen 25 nette steinerne Häuser um einen viereckigen Grasplatz herum; jedes derselben mißt 16 Fuß in der Breite und 32 Fuß in der Länge und ist durch einen Zwischenraum von 32 Fuß von dem nächsten Hause getrennt. In einiger Entfernung liegen abseits noch 28 Häuser von einfacherer Bauart. Inmitten des Grasplatzes, der mit schattigen Brotfruchtbäumen besetzt ist und sich zur Abhaltung von Missionsversammlungen vortrefflich eignet, liegt das 60 Fuß lange und halb so breite Schulgebäude, das mit allen Schulutensilien und Lehrmitteln reichlich ausgestattet ist. Auch sind zwei Häuser zur Unterbringung von durchreisenden Gästen und Verwandten der Zöglinge vorhanden. Das stattlichste Gebäude aber, das seit einigen Jahren Malua ziert, ist die sogenannte Jubiläumshalle, welche die Samoagemeinden zum Andenken an das Centenarjubiläum der Londoner Mission in den Jahren 1895—97 mit einem Kostenaufwande von 47 000 Mark erbaut haben. Die Maurer- und Zimmerarbeiten daran haben die Seminaristen unter Leitung eines europäischen Meisters willig und gern ausgeführt. Denn es wird in Malua nicht bloß Kopfarbeit geleistet, sondern auch mit den Händen tüchtig geschafft.

Der Mittwoch ist der sogenannte „Industrietag.“ Von 6 Uhr morgens

6*

bis 2 Uhr nachmittags sind dann alle Zöglinge mit Bauarbeit und Ausbesserungen an den Häusern und Wegen beschäftigt. Dieser eine Wochentag, zusammen mit dem ersten Montag in jedem Monat, an welchem die Direktoren eine genaue Inspektion sämtlicher Häuser und Plantagen abhalten, hat in den langen Jahren genügt, alle jene Baulichkeiten und schönen Plantagen, die heutigen Tages der Besucher bewundert, ohne große Geldauslagen zu schaffen.

Alles, was die Zöglinge in ihren Handarbeitsstunden lernen, wie Kalkbrennen, Tischler-, Maurerarbeit, Dachdecken, die Fertigung von Thüren und Fensterläden, können sie später in irgend einem entfernten Dorfe, wo sie den Bau einer Kapelle oder Pfarrei zu überwachen haben, sehr gut verwerten. Selbst während ihrer Freizeit machen sich die Seminaristen und Schüler oft in den Werkstätten zu schaffen, indem sie sich Kästen, Bettstätten, Tische, Pulte, Sofas, Bänke und anderen nützlichen Hausrat anfertigen; derartige Sachen dürfen sie als ihr Eigentum mitnehmen, wenn sie die Anstalt verlassen. Doch wird den zukünftigen Pastoren streng eingeschärft, daß sie später in ihrem Amte die erlangte Handfertigkeit nicht zu Erwerbszwecken anwenden.

Hätte die Londoner Missionskasse den Unterhalt der jungen Leute in Malua zu bestreiten, so würden jährlich 20000 Mark nicht ausreichen. Dadurch aber, daß die Zöglinge bestimmte Stunden auf den Fischfang und die Debauung des Bodens verwenden müssen, was ihren Studien keinen Eintrag thut, ihrer Gesundheit dagegen sehr förderlich ist, ist es möglich geworden, daß sich die Anstalt selbst unterhält. Nur der Gehalt der beiden Direktoren fällt der Missionskasse zur Last. Das zur Anstalt gehörende Land ist, Dank der eifrigen Arbeit der Seminaristen zur Zeit mit mindestens 10000 Brodfruchtbäumen und Kokospalmen und tausenden von Bananenstauden bestanden; Yams-, Taro- und Maisäcker wechseln mit Maniok- und Zuckerrohrfeldern ab; es ist also auf absehbare Zeit genügend für die leiblichen Bedürfnisse der Bewohner Maluas gesorgt.

Früher war es den Seminaristen gestattet, etwas Baumwolle und ähnliche lohnende Produkte zum Verkauf zu ziehen, um ihnen dadurch etwas Taschengeld zu verschaffen; aber es schlichen sich Mißbräuche ein und so wurde davon abgesehen. Mit einer geringen Beihilfe von seiten ihrer Verwandten und mit dem Erlös überflüssigen Geflügels — jeder Seminaristenhaushalt hat seinen kleinen Hühnerhof — können sich die jungen Leute leicht die nötige Kleidung verschaffen und behalten außerdem noch etwas für Ankauf von Büchern, für Kollekten und andere Ausgaben übrig.

Gute Freunde der Anstalt in den australischen Kolonien, besonders in Tasmanien, machen derselben von Zeit zu Zeit Handwerkszeug, Farben, Medizin, Papier, Nähmaterial und Prämien für die besten Schüler in Gestalt von Arbeitskästen, Schreibmappen, Tintenfässern u. s. w. zum Geschenk.

In der inneren Verwaltung der Anstalt werden die beiden Direktoren sehr durch drei Samoaner-Inpektoren, ältere Seminaristen, unterstützt. Zwei teilen sich in die Aufsicht über die Seminaristenhäuser und der Dritte bekümmert sich um den Stand der Plantagen. Wenn es sich um die Anweisung von Arbeit für den „Industrietag“ handelt, ziehen die Leiter der Anstalt jene Inpektoren zu Rate und bezeichnen für jede vorzunehmende Arbeit eine bestimmte Anzahl von Seminaristen; die Inpektoren beaufsichtigen nicht nur die Arbeit, sondern greifen auch selbst thätig mit zu.

Tritt ein Neuankömmling ins Seminar ein, so weisen ihm die Inpektoren seine Wohnung und das Stück Land an, das von seinem Vorgänger bearbeitet worden war und dessen Ernte er nun sein eigen nennen darf; außerdem erhält er noch zur Nutznießung 40 Brotfruchtbäume und Kokospalmen. Die Inpektoren haben ferner sorgfältig darüber zu wachen, daß jeder Seminarist sein Stück Land in Ordnung hält und immer rechtzeitig wieder bepflanzt, damit sein Nachfolger die nötigen Nahrungsmittel vorfindet.

Die Anstaltsordnung, welche jeden Monat einmal bei Beginn des Unterrichts verlesen wird, verbietet den Genuß von Tabak, Spirituosen, nächtliches Fischen, Zänkereien, Lichtbrennen über 9 1/2 Uhr Abends, Entfernung von dem Anstaltsterrain ohne besondere Erlaubnis, den Gebrauch von Feuerwaffen und dergleichen. Die auf die Übertretung dieser Ordnung gesetzten Geldstrafen in der Höhe von 1—4 Mark werden unweigerlich eingezogen und zwar um so mehr, als dieselben zu Gunsten der Zöglinge Verwendung finden. So bestreiten die Inpektoren z. B. aus der Strafkasse, die sie in Verwahrung haben, den Ankauf von Öl für die Studierlampen der Seminaristen. Wer lügt, stiehlt, ein unsittliches Leben führt oder seine Kameraden mißhandelt, wird aus der Anstalt ausgestoßen. In solchen Disziplinarfällen bilden die Direktoren und Inpektoren zusammen den Gerichtshof; in einzelnen Fällen führen sie auch noch eine Meinungsäußerung und Abstimmung der Seminaristen herbei. Das Inpektorat ist ein unbesoldetes Ehrenamt, das seinem Träger ein erhöhtes Ansehen verleiht. Bei Pfarrwahlen hat ein solcher auf besondere Berücksichtigung seitens der Gemeinden zu hoffen.

Viele von den Seminaristen sind verheiratet und haben ihre Familie

bei sich. Ihre Frauen erhalten ebenfalls einen guten Schulunterricht und werden außerdem noch von den Gattinnen der beiden Direktoren im Nähen, Waschen, Plätten, Kleidermachen und anderen nützlichen Fertigkeiten unterrichtet, die ihnen später als Pfarrfrauen in ihren Gemeinden sehr zu statten kommen. Wenn irgend eine Dorfschaft sich nach Malua mit der Bitte um einen jungen Geistlichen wendet, so kehrt in den Bittgesuchen der Passus öfters wieder: „Wir wünschen einen Mann, dessen Frau unsern Weibern und Töchtern etwas Nützliches beibringen kann.“ Die Kinder der Seminaristen erhalten im Institut gleichfalls ihren regelmäßigen Schulunterricht, welcher abwechselnd von 6 Seminaristen je einen Monat hindurch erteilt wird. Für letztere ist das eine gute Übung auf die Zeit hin, wo sie selbst eine Dorfschule zu leiten haben.

Nun noch einiges über die Tages- und Studienordnung der Seminaristen. Beim Morgengrauen giebt die Anstaltsglocke das Zeichen zum Aufstehen. Nachdem die einzelnen Familien in ihrer Wohnung die Morgenandacht gehalten haben, gehen die einen auf den Fischfang aus, andere lenken ihre Schritte der Plantage zu oder machen sich in der Küche zu thun. Um 8 Uhr läutet die Glocke zum zweiten Mal als Signal, daß alle ihre jeweilige Arbeit abbrechen, ein Bad und ihren Morgenimbiß nehmen und sich für die Unterrichtsstunden bereit halten sollen. Um 9 Uhr finden sich die jüngeren und älteren Zöglinge in einem Klassenzimmer zusammen und haben nach Gesang und Gebet Bibeleregeze; nach Schluß der Lektion giebt ihnen der Lehrer 4 Seiten Notizen zum Abschreiben. Ist die Erklärung eines biblischen Buches beendet, so heften sich die Seminaristen ihre Nachschrift zusammen und haben dann eine Art Handkommentar zur Verfügung.

Von 10—11 folgt dann wieder eine Unterrichtsstunde in einem anderen Fache. Die Mittagstunden werden durch das Abschreiben von Lektionen und durch den Unterricht der Kinder und Frauen ausgefüllt. Von 2—3 Uhr werden Arzneimittel und Schreibmaterialien ausgeteilt; auch ist um diese Stunde jeder von beiden Direktoren in seiner Studierstube zu sprechen, wenn ein Zögling irgend ein Anliegen hat. Von 3—5 Uhr geben die Direktoren in den verschiedenen Klassen wieder Unterricht. Dann folgen zwei Freistunden, während welcher es in das Belieben des Einzelnen gestellt ist, ob er im Schulzimmer bleiben oder in die Werkstätten, auf die Plantage oder an die Lagune sich verfügen will. Die Abendmahlzeit findet um 7 Uhr statt, woran sich unmittelbar die Abendandacht anschließt. Lesen, Schreiben oder eine gemüthliche Plauderei füllt dann die übrige Zeit aus, bis um 9 1/2 Uhr die Glocke das Zeichen zur Nachtruhe giebt.

Montag, Dienstag und Donnerstag sind hauptsächlich der Schularbeit gewidmet. An dem Mittwoch, dem „Industrietage“, haben die Frauen und Kinder zu Mittag eine Stunde Unterricht, und am selben Nachmittag ist Bibelfunde für die ganze Anstaltsgemeinde. Am Freitag wird in der Plantage gearbeitet; auch benutzt man diesen Tag zu Besuchen bei Freunden in benachbarten Dörfern. Der Sonnabend Morgen sieht die jungen Leute mit Fischen und mit den Vorbereitungen für die Sonntagsmahlzeit beschäftigt; am Nachmittag wird die Woche mit einer Betstunde geschlossen.

Der Sonntag ist reichlich ausgefüllt, zunächst mit einer Betstunde früh um 6 Uhr und mit einem Morgengottesdienst um 8½ Uhr. Dann folgen nacheinander die Sonntagschule für die Kinder der Seminaristen um 11 Uhr, Bibelfunde für die Erwachsenen um 2 Uhr und Nachmittagsgottesdienst um 3½ Uhr. Nach jedem dieser Vor- und Nachmittagsgottesdienste wird innerhalb einzelner Familiengruppen nach einem Gebete der Predigter noch einmal durchgesprochen. Während des Tages sind einige von den älteren Seminaristen in die benachbarten Dörfer gewandert, um dort zu predigen. Am Sonntag Abend vereint dann die 7. Stunde die einzelnen Familienglieder wieder zur Hausandacht und zum Abendgebet.

Am ersten Montag findet in jedem Monat außerdem noch eine Missionsstunde für die Anstaltsgemeinde statt, nach welcher die Seminaristen unter sich eine Kollekte einsammeln, die im Jahre durchschnittlich 600 Mark einbringt.

Die Unterrichtssprache im Seminar ist die samoanische, und der Lektionsplan umfaßt Lesen, Schreiben, Rechnen, Geometrie, Erdkunde, Naturgeschichte, Bibelergesse, Dogmatik, Ethik, Pastoraltheologie und Kirchengeschichte. In einer der oberen Klassen wird außerdem fleißig Englisch getrieben, was sehr viel Anklang zu finden scheint. Zur Erleichterung des Unterrichts haben die Missionare 9 verschiedene Lehrbücher drucken lassen. In den Elementarfächern leistet seit längerer Zeit ein samoanischer Hilfslehrer vortreffliche Dienste.

Die Studienzeit erstreckt sich auf 4 Jahre. Sind diese verfloßen, so kehren die Knabenschüler nach Hause zurück. Viele von ihnen kommen aber nach einiger Zeit wieder und machen dann noch den 4jährigen Seminaristenkursus durch. Die tüchtigsten unter den eingeborenen Pastoren sind meist solche, die 8 Jahre in Malua verweilt haben. Wird ein Platz im Seminar frei, so fehlt es nie an einer Anzahl von Bewerbern, welche von Missionaren und eingeborenen Pastoren aus der Zahl der Dorfschüler

ausgewählt werden. Der Aufnahme geht ein kleines Examen vorher. Außerdem wird jedes Jahr im Seminar eine Hauptprüfung abgehalten, bei der die besten Schüler Prämien erhalten. Beim Abgangsexamen giebt es je nach dem Ausfall Diplome erster und zweiter Klasse.

Bevor der Kursus eines Seminaristen zu Ende ist, hat er schon gewöhnlich einen Ruf auf irgend eine Pfarrstelle. Doch wird streng darauf gehalten, daß keiner vor Ablauf der 4 Jahre ins Amt tritt. Manche würden gern noch länger in der Anstalt bleiben, an der sie mit großer Liebe hängen. Einer von den Seminaristen, welcher mitten in seiner Studienzeit durch einen frühen Tod abgerufen wurde, sagte in seinen letzten Stunden mit innerer Freudigkeit zu einem seiner Kameraden: „Meine Zeit ist noch nicht um; aber ich gehe in den Himmel, wo meine Studienzeit nie enden wird.“

Es ist doch etwas großes darum, daß in dem halben Jahrhundert von 1844—1894 die Missionare 2021 Eingeborene, nämlich 1041 Männer, 632 Frauen und 348 Jünglinge, in dem Seminar haben ausbilden können. Nicht bloß Samoa, sondern auch Niue, Neuguinea, und den Ellice-, Tokelau- und Gilbertinseln ist das Seminar zu großem Segen geworden, denn auch dort arbeiten gegen 40 Seminaristen von Malua.

Vor 5 Jahren hat das Seminar bereits sein 50jähriges Jubiläum feiern können. Der Gedenktag fiel gerade mitten in einen jener unglücklichen Bürgerkriege hinein, so daß Tausende von Kriegern in kurzer Entfernung von Malua ein Stanblager bezogen hatten, und es fehlte nicht an Stimmen, die eine Verschiebung der Festfeier befürworteten. Als aber die Direktoren des Seminars mit einigen eingeborenen Pastoren darüber sprachen, waren letztere nicht einen Augenblick unschlüssig, sondern erklärten einmütig: „Nein, wir dürfen das Fest nicht aufschieben. Laßt jene auf den Kampf verseffenen Thoren in ihrem Heerlager bleiben; das Volk Gottes aber ziehe zu Haus gen Malua, um die Jubelfeier zu begehen.“

Und so ward denn zwei Tage hierdurch — den 26. und 27. September 1894 — ein reichsegnetes Fest gefeiert. Nicht weniger als 3000 Festteilnehmer waren zu Wasser und zu Lande aus allen Teilen Upolus und von den übrigen Inseln herbeigeeilt. Unter den Ehrengästen war auch Deutschland durch den „Stadtpräsident“ von Apia, Schmidt, und durch den Kapitän Scheder und mehrere Offiziere vom Kriegsschiff „Duffard“ vertreten. Die Zusammenkünfte, bei denen Gesang, Vorträge und Gebet mit einander abwechselten, fanden auf dem großen Mittelsplatze statt, welchen die geschickten Hände der

Seminaristen durch ein darüber angebrachtes Schutzbach von Baststoff und Palmwedeln in einen lustigen Festsaal, wie man ihn sich nicht schöner denken konnte, umgewandelt hatten.

XVI. Kapitel.

Die Organisation der Londoner Missionsgemeinden.

Jede Londoner Missionsgemeinde in Samoa besteht aus zwei gleichsam konzentrischen Kreisen; den inneren Kern bilden die sogenannten Membros oder die zur Teilnahme am heiligen Abendmahle berechtigten Christen; der äußere Kreis umfaßt alle Getauften; letzteres Sakrament pflegt allen Kindern der Membros möglichst frühzeitig gespendet zu werden. Jeder Getaufte, der die Absicht hat, sich der Abendmahlsgemeinde als Mitglied einverleiben zu lassen, muß wenigstens ein volles Jahr hindurch an einem Vorbereitungskursus teilnehmen, der von dem eingeborenen Dorfpfarrer geleitet wird. In den ersten Jahrzehnten der Mission nahm dieser vorbereitende Unterricht nicht weniger als 2—3 Jahre in Anspruch.

Während früher die englischen Missionare die Oberaufsicht über diese Katechumenenklasse sich vorbehalten hatten, haben sie sie seit 1875 — unseres Erachtens viel zu frühzeitig — in die Hände der eingeborenen Geistlichen gelegt, welche demgemäß auch zu entscheiden haben, wer von den Katechumenen zur Aufnahme in die engere Gemeinde empfohlen werden kann. Die Missionare sehen ja jetzt zum großen Teil ein, daß eine Kontrolle ihrerseits sehr nützlich und notwendig wäre, aber es hat seine Schwierigkeiten, den begangenen Fehler wieder gut zu machen.

Ist die Vorbereitungszeit verfloßen, so unterbreitet der eingeborene Pfarrer seinen Kirchenältesten die Liste derjenigen Personen, welche er für reif zum Eintritt in die Abendmahlsgemeinde hält, und wenn die Ältesten zustimmen, proklamiert er die Vorgesetzten als Membros. Jedes Dorf bildet eine Gemeinde für sich, aber wenn es sich nur um kleine Ortschaften handelt, so vereinigen sich mehrere Gemeinden, um ihre kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen. So findet die Wahl der Membros gelegentlich einer Beisitzung in ihrer Muttergemeinde statt, während behufs der feierlichen Aufnahme einen Monat später mehrere benachbarte Gemeinden einen gemeinsamen Abendmahls Gottesdienst abhalten. Im übrigen findet die Abendmahlsfeier in den Gemeinden regelmäßig am ersten Sonntage jeden Monats statt. In den Kreisen der Londoner Missionare ist der Wunsch laut ge-

worden, daß den neu aufgenommenen Members eine Zeitlang noch eine besondere Unterweisung in ihren Christenpflichten zu teil werden möchte, ähnlich, wie die Wesleyaner dieselben in einer besonderen „Klasse“ zusammenhalten; aber es ist bisher noch nichts geschehen, um den Gedanken zu verwirklichen.

Was die den Mitgliedern der Abendmahlsgemeinde gegenüber geübte Kirchenzucht anlangt, so wird dieselbe sehr streng gehandhabt, woher sich auch der öfters ziemlich starke Prozentsatz von zeitweilig ausgeschlossenen Members erklärt. Im Leben der Samoaner Dorfgemeinden giebt es kein Geheimnis; alles bringt sofort in die Öffentlichkeit. Jedes heftige Wort wird gehört und weiter getragen; jeder entstandene Streit bildet das öffentliche Tagesgespräch und macht die Runde durch die Ortschaften. Läßt sich ein Member etwas zu Schulden kommen, so wird dies sofort aufgegriffen und vor das Forum der Gemeinde gebracht. Grobe Verfehlungen ziehen Ausstoßung aus der Gemeinde nach sich. In früheren Zeiten waren manche Gemeinden förmlich darauf veressen, auch schon um kleiner Versehen willen den Ausschluß aus der Abendmahlsgemeinschaft zu beschließen. Jetzt ist man von diesem Übereifer etwas zurückgekommen und hat einsehen gelernt, daß gar zu viel Reglementierung in diesem Stücke von Übel ist. Dadurch, daß die Missionare in gemeinsamer Beratung mit den eingeborenen Pastoren eine feste Kirchenzuchtordnung aufgestellt und durch den Druck vervielfältigt haben, ist jetzt in allen Londoner Missionsgemeinden des Archipels ein gemeinsames Verfahren in Disziplinarfällen ermöglicht.

Man muß die Lebensweise der Samoaner und die mancherlei Schwächen in ihrem Charakter berücksichtigen, um so manchen Paragraph in jener Zuchtordnung zu verstehen. So macht es zunächst einen komischen Eindruck, wenn derselbe unter anderm auch ein Verbot des Cricketspiels enthält. Dieses bekannte, an sich ganz unschuldige Spiel wurde im Jahre 1885 durch die Offiziere und Besatzung des englischen Kriegsschiffes „Diamond“ auf Samoa eingeführt und günstig aufgenommen. Aber bald steigerte sich die Vorliebe für dieses Spiel zu einer förmlichen Cricketleidenschaft. Man bildete Spielparteien von mehreren hundert Samoanern auf jeder Seite und spielte einen vollen Monat hindurch Tag für Tag. Haus und Hof, die Bestellung der Pflanzungen, der Besuch der Kirche wurde vollständig vernachlässigt. Ja die Aufregung des Spiels führte sogar zum Wiederaufleben häßlicher Gebräuche aus der heidnischen Zeit. So blieb denn nichts anderes übrig, als mit scharfen Kirchenzuchtmaßregeln gegen diejenigen Members vorzugehen, welche sich von der Spielleidenschaft fortreißen ließen.

Der einzige kirchliche Gemeindebeamte aus dem Laienstande ist der sogenannte Kirchenälteste oder Diakonus; kleinere Gemeinden haben einen einzigen Ältesten, größere deren mehrere. Er hat hauptsächlich die Verpflichtung, die äußeren Angelegenheiten der Kirchengemeinde zu ordnen. Bei Kirch- und Pfarrhausbauten hat er die Initiative zu ergreifen und bildet sozusagen die Mittelsperson zwischen dem Pastor und den Gemeindegliedern. Wie schon erwähnt, wird sein Rat von dem Pastor eingeholt, wenn es sich um die Ernennung von Members handelt. Sogenannte Laienprediger, wie bei den Wesleyanern, kennt man in den Londoner Gemeinden nur ganz ausnahmsweise. In manchen Gemeinden stehen dem Pastor, der die Leitung der Sonntagschule hat, ein paar Männer oder Frauen als freiwillige Helfer zur Seite; aber die große Menge der Kirchengemeindeglieder ist nicht direkt an der kirchlichen Arbeit beteiligt.

Jede Gemeinde steht unter der Leitung eines auf dem Seminar in Malua ausgebildeten eingeborenen Pastors. Was Kenntnisse und Wissen anlangt, so überragen diese Samoaner Geistlichen nicht nur die Gemeindeglieder niederen Standes, sondern auch die Häuptlinge und politischen Führer ihrer Nation. Die Berufung eines Pastors an eine Gemeinde liegt in den Händen der Members derselben und der Dorfhäuptlinge. Beide Teile kommen nach beendigtem Gottesdienste zusammen und beschließen einer bestimmten Persönlichkeit das Pfarramt zu übertragen, auf die der Missionar vielleicht vorher ihre Aufmerksamkeit gelenkt hat, oder die jene auf irgend eine andere Weise kennen gelernt haben. Der englische Missionar hat keineswegs die zweifellose Befugnis, eine unpassende Wahl durch sein Veto zu vereiteln. In solchen Fällen indes, wo ein grober Mißgriff seitens der Gemeindeglieder vorliegt, pflegt er alle Mittel der gütlichen Überredung anzuwenden, um die Wahl rückgängig zu machen und in den allermeisten Fällen erreicht er seinen Zweck.

Ein junger Geistlicher, der frisch vom Seminar in das Predigtamt eintritt, wird nicht eher ordiniert, als bis er zur Zufriedenheit ein volles Jahr sein Amt verwaltet hat. Die Entscheidung im einzelnen Falle, ob die Ordination zu erteilen sei, ruht beim englischen Missionar des betreffenden Missionsdistriktes; er kann den Zeitpunkt der Ordination noch weiter hinausschieben, wenn er es für zweckmäßig erachtet. Nach erteilter Weihe wird jedem Pastor ein in aller Form ausgefertigtes Diplom übergeben, welches in dem Falle, daß ein Geistlicher in Regierungsdienste oder in einen andern weltlichen Beruf übertreten sollte, wieder in die Hände des Missionars ab-

zuliefern ist. Der offizielle Titel der eingeborenen Pastoren ist seit 1875 „Faifeau Samoa“ (Samoanischer Missionar); früher nannte man sie „Aoao“ (Lehrer).

Das Londoner Missionsgebiet auf Samoa ist in 7 Distrikte zerlegt, von denen manche eine Küstenstrecke von 30 Stunden Länge umfassen und wieder in so und so viel Unterbezirke zerfallen. Das Kirchenregiment verteilt sich auf 4 verschiedene Vereinigungen.

Zu unterst steht da zunächst die sogenannte „Monatsversammlung“ (Monthly Meeting), welche die Pastoren eines Unterbezirktes allmonatlich vereinigte. In dem Falle, daß in dem betreffenden Bezirke gerade ein englischer Missionar wohnt, gebührt ihm der Vorsitz in der Versammlung, auf welcher sich die eingeborenen Pastoren gegenseitig in Bezug auf die Angelegenheiten ihrer Kirchspiele zu beraten suchen. Zweifelshafte Kirchenzuchtfälle werden besprochen und ein Entscheid darüber gefaßt, welcher zwar für die betreffende Gemeinde keine bindende Kraft hat, aber doch in den allermeisten Fällen maßgebend ist. Die Stellung des Missionars als Vorsitzender gewährt ihm keine Vorrechte vor den übrigen Teilnehmern, sondern ist nur formeller Art; dies schließt natürlich nicht aus, daß sein größeres Ansehen von ausschlaggebender Bedeutung für die zu fassenden Beschlüsse ist.

Die „Vierteljahresversammlung“ (Quarterly Meeting), auf welcher die Pastoren eines ganzen Distrikts zusammentreten, trägt in Bezug auf ihren Charakter und ihre Funktionen ein ähnliches Gepräge, wie die Monatsversammlung, mit dem Unterschiede, daß nur von dieser Körperschaft aus Eingaben an die Generalkonferenz der gesamten Samoaner Geistlichkeit gerichtet werden können.

Auf dieser „Allgemeinen Jahresversammlung“ (General Yearly Meeting) sind sämtliche Missionsgemeinden Samoas durch Abgeordnete vertreten. Bis zum Jahre 1890 waren die Delegierten lauter Geistliche. Seitdem hat man den Wünschen der Gemeindeglieder Rechnung getragen und auch Laien, nämlich den Kirchenältesten, Sitz und Stimme auf der Konferenz gewährt. Dieselbe findet neuerdings gewöhnlich in Malua in der sogenannten Jubiläumshalle statt und wurde z. B. im Jahre 1897 von 239 Pastoren und 136 Ältesten besucht. Letztere stehen allerdings, was Bildung und Verständnis für kirchliche Dinge anlangt, noch weit hinter den Geistlichen zurück. Auf dieser Jahresversammlung, an welcher kein englischer Missionar teilnimmt, werden die seitens der Vierteljahresversammlungen gemachten Eingaben geprüft und zur Beschlußfassung gebracht.

An diese Jahresversammlung schließt sich unmittelbar eine gemeinsame Konferenz der englischen Missionare mit Delegierten des eingeborenen Pastorenstandes an, auf welcher die in der Pastoralkonferenz behandelten Angelegenheiten noch einmal durchgesprochen und endgültig entschieden werden.

Außerhalb des eigentlichen kirchlichen Organismus steht die sogenannte „Samoan District Committee“, welche sämtliche englische Missionare vereint und als Vertreterin der Londoner Missionsdirektion sich mit allen das Interesse und Arbeit der Gesellschaft berührenden Fragen befaßt.

XVII. Kapitel.

Audere Missionen im Samoa-Archipel.

Neben der Londoner Missionsgesellschaft arbeiteten gleich von Anfang an Sendboten der englischen Wesleyanisch-Methodistischen Mission an der Christianisierung der Samoaner; ja in den leitenden Kreisen der Wesleyaner nimmt man sogar die Priorität der Einführung des Christentums in Samoa für die eigene Kirche in Anspruch. Man glaubt dort nachweisen zu können, daß schon im Jahre 1828 christliche Tonganer, welche durch die Wesleyanischen Missionare bekehrt worden waren, auf Besuchsreisen in Samoa oder durch Einheiraten in samonanische Familien dem Evangelium im Archipel Eingang verschafft hätten; auch wären umgekehrt Samoaner Häuptlinge während eines zeitweiligen Aufenthaltes in Tonga zur christlichen Kirche übergetreten und hätten dann nach ihrer Rückkehr in die Heimat ebenfalls für die Ausbreitung des Evangeliums gearbeitet.

Trotz der vorhergegangenen privaten Abmachung, welche Missionar John Williams 1830 bei seinem vorübergehenden Aufenthalt auf den Tonga-Inseln mit den dortigen Wesleyanischen Missionaren getroffen hatte, wonach Tonga und Viti für die Wesleyaner, Samoa dagegen für die Londoner Mission als Wirkungskreis reserviert werden sollte, glaubte der Wesleyanische Missionar P. Turner doch auf die Bitte einer Anzahl Samoaner, es möchten Missionare von Tonga zu ihnen kommen, eingehen zu müssen, und schlug im Juni 1835 seinen Wohnsitz auf Manono auf. Bei seiner Ankunft fand er im Archipel 2000 Eingeborene vor, welche sich zur Wesleyanischen Mission hielten; diese „Anhänger“ verteilten sich auf 65 Dörfer in Upolu, Manono und Savaii. Sie hatten, so gut sie es vermochten, bis zum Eintreffen Turners an Sonntagen ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte in kleinen Kapellen oder in den Häusern hin und her abgehalten, und ihre

geistliche Nahrung aus der damals in der Tongasprache vorhandenen dürftigen christlichen Litteratur gezogen.

Als Turner nicht lange nach seiner Ankunft in Missionar M. Wilson einen tüchtigen Mitarbeiter zugesandt erhielt, begann für die Wesleyanische Samoa-Mission eine solch ungewöhnliche Blütezeit, daß dieselbe nach 4 Jahren bereits 80 Gemeinden mit 3000 Members, 13000 Adherents, 197 Schulen und 487 (?) Lehrern zählte. Obgleich unsere Quellen nichts darüber berichten, so können wir doch die Befürchtung nicht unterdrücken, daß bei dieser so raschen Zunahme der Wesleyanischen Missionsgemeinden viele minderwertige und unlautere Elemente in dieselben Eingang fanden. Als nun inzwischen die beiden Muttergesellschaften in England die von Williams getroffene Vereinbarung als für ihre Sendboten rechtlich verbindlich anerkannten, wollten sich die Wesleyanischen Gemeinden in Samoa nicht darein finden, daß ihre Missionare den Rückzug nach Tonga antreten sollten, und auch die letzteren boten bei ihrer Direktion in London alles auf, um bleiben zu können. Aber diese hielt in loyaler Weise an dem Vertrage fest und wies ihre Arbeiter in Samoa in bestimmter Weise an, sich von diesem Missionsgebiete nach Tonga zurückzuziehen. Missionar John Williams überreichte am 1. Dezember 1838 persönlich auf Manono den beiden Wesleyanischen Missionaren das Abberufungsschreiben ihrer Direktion. Diese verließen nun alsbald ihren bisherigen Wirkungskreis und gaben, gemäß der ihnen von London aus erteilten Weisung ihren Gemeinden den Rat, sich der befreundeten Londoner Mission anzuschließen. Befremdender Weise ließen die Wesleyanischen Missionare indes einen ihrer tüchtigsten Tonganer Katechisten, Barnabas Ahogalu, im Archipel zurück, der zunächst noch 13 Jahre lang die Wesleyanische Mission in Samoa fortführte. Unter solchen Umständen hielt natürlich ein beträchtlicher Teil der von der letztgenannten Mission begründeten Gemeinden an den ihnen lieb gewordenen Formen des Methodismus fest und wurde nicht müde, die Missionare im Tonga-Archipel mit dringenden Bitten zu bestürmen, sie möchten wieder zu ihnen kommen, oder ihnen zum mindesten noch einige tonganische Katechisten schicken.

Als die Wesleyanischen Missionare mit Rücksicht auf die Weisung ihrer Londoner Direktion jene Bitten abschlägig bescheiden mußten, wandten sich die samoanischen Wesleyaner Gemeinden direkt an den christlichen König Georg von Tonga mit dem Anliegen, er möge sich seiner Glaubensgenossen in Samoa annehmen. Dieser entsandte nun 1841 eine Abordnung Tonganer

Lehrer unter Leitung des angesehenen Häuptlings und Wesleyanischen Laienpredigers Benjamin Latufelu nach Samoa mit dem ausdrücklichen Auftrage, sofort wieder zurückzukehren, wenn sich etwa inzwischen eine Vereinigung zwischen den Wesleyaner und Londoner Missionsgemeinden in Samoa vollzogen haben sollte. Im entgegengesetzten Falle sollten sie bleiben und in den Gemeinden die unterbrochene Missionsarbeit fortsetzen. König Georg that diesen Schritt unabhängig von den Wesleyanischen Missionaren, die sich zu völliger Neutralität gezwungen sahen, weil er es von seinem Standpunkte aus für ein großes Unrecht hielt, daß die Wesleyanische Missionsgesellschaft die Samoaner Gemeinden aufgegeben habe. Da jene tonganische Gesandtschaft bei den letzteren eine willkommene Aufnahme fand, fuhr König Georg im folgenden Jahre selbst nach Samoa hinüber, indem er gleichzeitig 10 tonganische Lehrer mit ihren Familien mitnahm. Nach seiner Rückkehr von dort richtete er eine Denkschrift über den Stand jener methodistischen Gemeinden in Samoa an die Muttergesellschaft in London, worin er sie bat, jenen Vertrag zu lösen und offiziell ihre alte Mission in Samoa doch wieder aufzunehmen. Wiederum antwortete die Gesellschaft abschläglich, doch hörte König Georg nicht auf, seine Sympathieen den samoanischen Glaubensgenossen zu bezeugen; ja er führte ihnen auf einer zweiten Reise im Jahre 1847 wieder einige seiner Unterthanen als Lehrer zu.

Als jener Laienprediger Latufelu 1847 auf einige Zeit von Samoa, wo er mit großer Treue gearbeitet hatte, nach Tonga zurückkehrte, ordinierten ihn die dortigen Wesleyanischen Missionare in der Absicht, ihm im Tonga-Archipel eine Gemeinde anzuvertrauen. Zuvor aber sollte er noch Weib und Kind von Samoa abholen. Ende 1848 kam er dahin, und kaum hörten die Wesleyanischen Gemeinden von seiner Ordination und der geplanten Übersiedelung, so suchten sie ihm den Plan auszureden, und als dies nichts half, behielten sie ihn zwangsweise in ihrer Mitte zurück, waren sie doch froh, daß sie endlich wieder einen ordinierten Geistlichen hatten. Latufelu mußte sich wohl oder übel in die Zwangslage hinein finden und hat eine Reihe von Jahren hindurch in Krieg und Frieden — mehrmals stand sein Leben auf dem Spiele — eine gesegnete Wirksamkeit auf Samoa entfaltet, ohne von irgendwelcher Missionsgesellschaft die geringste Geldunterstützung zu erhalten, bis ihn endlich seine Gemeinden mit Rücksicht auf seine zusammengebrochene Gesundheit wieder nach Tonga zurückkehren ließen, um seinen Lebensabend in der Heimat zuzubringen.

Als in den fünfziger Jahren die „Australasiatische Wesleyanisch-

Methodistische Konferenz“ in Sydney die spezielle Leitung der Wesleyanischen Südsee-Missionen übernahm, achtete sich dieselbe nicht mehr an die alte Übereinkunft für gebunden und stationierte im Jahre 1857, nachdem zwei Jahre vorher Missionar J. Thomas den Wesleyaner Missionsgemeinden in Samoa bereits einen vorübergehenden Besuch abgestattet hatte, den Missionar M. Dyson im Archipel und zwar auf Manono, dem dann in den nächsten Jahren noch einige Gefährten folgten.

Unseres Erachtens wäre es loyaler und einer evangelischen Missionsleitung würdiger gewesen, wenn die Sydneyer Konferenz diesen Schritt nicht gethan hätte. Denn die Londoner Missionare sahen darin mit Recht eine Unfreundlichkeit, da sie ja genügende Arbeitskräfte auf den Inseln unterhielten und die Hoffnung hegten, daß die eingeborenen Wesleyanischen Gemeinden im Laufe der Zeit sich doch noch mit den Londoner Gemeindegliedern zu einer einzigen evangelischen Kirche verschmelzen würden. Indes hat sich schließlich doch das Nebeneinanderarbeiten der beiden Gesellschaften besser gestaltet, als man anfänglich erwarten durfte. Trotzdem die beiderseitigen Arbeitsgebiete meist bunt durch einander gewürfelt sind, herrscht doch gegenwärtig zwischen den Missionaren der beiden Gesellschaften und ihren Gemeinden ein freundnachbarliches Einvernehmen, wie sich das neuerdings bisweilen in gemeinsam abgehaltenen Gottesdiensten und festlichen Vereinigungen ausspricht. Immerhin bleiben auch so noch mancherlei Übelstände, die mit der Geteiltheit der evangelischen Mission zusammenhängen, bestehen, und nicht zum wenigsten hat die katholische Mission die Gespaltenheit für ihre Sonderzwecke auszunützen verstanden.

Die Wesleyanische Mission auf Samoa hat seit ihrem Wiederbeginn im Jahre 1857 in ihrer Entwicklung ziemlich Schwankungen durchzumachen gehabt. In der ersten Periode, von 1857 bis 1865, ging es ziemlich rasch vorwärts und die Gemeinden wuchsen auf reichlich 1100 Kirchenglieder und 5000 Anhänger. Darauf folgte ein Jahrzehnt des Rückganges und der Stodung, bis im letzten Vierteljahrhundert in langsamem Fortschreiten die Wesleyanischen Missionsgemeinden sich konsolidierten und wieder wuchsen. Einer der tüchtigsten Missionare, den die Wesleyaner auf Samoa gehabt haben, war G. Brown, ihr gegenwärtiger Missionsdirektor; er hat von 1860—1874 auf Manono und Savaii in reichem Segen gearbeitet. Noch im vorigen Jahre hat er von Sydney aus auf einer Inspektionsreise sein altes Missionsfeld wieder besucht und viel zur Verstärkung eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen den Wesleyanischen und Londoner Missions-

gemeinden beitragen. Aus der Schar der eingeborenen Mitarbeiter der Wesleyanischen Mission ragte am meisten der bereits erwähnte Barnabas Ahogalu hervor; er war im Jahre 1857 wieder nach Samoa zurückgekehrt und hat bis zu seinem 1881 erfolgten Tode seine Kraft treulich in den Dienst der Gemeinden auf Manono und Upolu gestellt.

Im vergangenen Jahre zählte die Wesleyanische Mission in Samoa in 49 Gemeinden 1777 Kirchenglieder, 6109 Anhänger und gegen 6000 Getaufte, die sich auf 2 Missionskreise verteilen, von 2 europäischen, beziehentlich australischen Missionaren, 4 eingeborenen Geistlichen und 63 Katechisten und Lehrern geleitet werden. Die Zahl der Schüler betrug 1517. Der eine Kreis umfaßt die Inseln Upolu und Manono mit den Stationen, bez. Bezirken Lufilusi, Tuamafanga, Meipata, Falealili, Safata, Ana und Manono; der andere Bezirk begreift alle Stationen (Satupaitea, Gangae-malae, Sagone, Neiasu, Afau, Safotu, Saleaula und Salelolanga) auf der Süd- und Nordwestküste Savaiis in sich. Das Verwaltungszentrum der Mission ist Lufilusi — vier Stunden östlich von Apia —, wo sich auch das von durchschnittlich 30 jungen Männern besuchte Wesleyanische Missionsseminar befindet; dasselbe wird ungefähr nach denselben Grundsätzen wie das Londoner Seminar in Malua geleitet; auch hier müssen die Zöglinge in Landwirtschaft und in verschiedenen Handwerken sich nützlich zeigen, um die Unkosten des Haushaltes decken zu helfen. Der zweite weiße Missionar hat seinen Wohnsitz in Satupaitea auf Savaii. Außer der Oberaufsicht, die derselbe über die Wesleyanischen Gemeinden Savaiis führt, hat letzterer auch noch in einem mit der Station verbundenen Proseminar junge Leute für die Aufnahme in das Seminar zu Lufilusi vorzubereiten. Von der Manuagruppe, sowie von Tutuila hat sich die Wesleyanische Mission bisher gänzlich ferngehalten.

Der Vollständigkeit wegen führen wir hier noch an, daß im letzten Jahrzehnt die fanatische Sekte der amerikanischen „Seventh Day Adventists“, ohne die geringste Rücksicht auf die bereits abgeschlossene Christianisierung der Inseln zu nehmen, sich einzunisten versucht hat. Nachdem ihre Missionare anfangs einige Verwirrung in die evangelischen Missionsgemeinden hineintragen hatten, fristen sie jetzt nur noch ein klägliches Dasein auf den Inseln. Auch die von der Tonganer Methodistischen Freikirche nach Samoa entsandten eingeborenen Missionslehrer haben nur eine geringe Zahl Anhänger gewonnen. Glücklicherweise sind ebensowenig die Befürchtungen in Erfüllung gegangen, mit denen man den Mormonen-Missionaren entgegen sah,

die 1888 von den hawaiischen Inseln nach Samoa überfiedelten; in Tutuila haben es ihre 8 Sendboten nur zu 80—90 Anhängern gebracht; ganz neuerdings suchen sie auf der Nordküste Savaiis Eingeborene mit dem Versprechen unentgeltlicher Unterweisung im Englischen anzulocken.

Wie auf so vielen anderen Missionsgebieten, so hat sich auch auf Samoa die katholische Mission eingebrängt, nachdem evangelische Glaubensboten den ersten Grund gelegt hatten. Und zwar war es der streitbare Bischof Bataillon von der Maristenkongregation, welcher von der katholischen Insel Wallis aus im August 1845 das Missionschiff „L'Etoile de la mer,“ mit den Patres Roubaire und Violette, dem Frater Pelour und zwei auf Wallis katholisch gewordenen Samoaner Ehepaaren an Bord, nach Samoa entsandte. Das Schiff lief zuerst Falealugu, auf der Nordwestspitze Savaiis, an, wo sich eine kleine Kolonie Walliser Eingeborener niedergelassen hatte, und setzte dann die Fahrt längs der Nord- und Ostküste Savaiis fort. An den meisten Orten wurde den Neuankömmlingen berechtigtes Mißtrauen entgegengebracht; nur in Leatalale, dem Heimort des einen katholischen Samoaners Joachim, und in Salelavalu fanden sie Aufnahme, an welcher letzterem Orte der Frater mit den beiden Samoaner Katholiken sich niederließ. Die beiden Patres aber fuhrten zunächst nach Apia weiter, wo ihnen ein Empfehlungsschreiben des christlichen Häuptlings Lavelua von Wallis an den Häuptling Mataafa — der Vater des jetzt so oft Genannten —, der zehn Jahre zuvor als Schiffbrüchiger auf Wallis gute Aufnahme gefunden hatte, die Wege ebnete.

Während nun Pater Violette wieder nach Leatalale auf Savaii zurückkehrte, ließ sich Roubaire in Mulinuu am Hafen von Apia nieder, und es gelang ihm bald den Sprecher (Tulafale) und die Richte Mataafas auf seine Seite herüberzuziehen. Im Herbst 1846 brachte ein anderes Missionschiff „L'Arche d'Alliance“ zwei Patres zur Verstärkung; ja Bischof Bataillon hielt es im Interesse der Bekämpfung der evangelischen Mission für angebracht, selbst ein paar Monate unter Entfaltung eines übertriebenen Pompes die Inseln Upolu und Savaii zu bereisen. Im Frühjahr 1847 war die katholische Mission soweit konsolidiert, daß auf Savaii die zwei Posten Leatalale und Salelavalu, auf Upolu die Orte Mulinuu und Baitale mit französischen Missionaren besetzt waren. Nach Tutuila unternahmen die Katholiken erst im Jahre 1865 einen Zug; sie haben ihre Thätigkeit hier zumeist auf die Umgebung der Pangopangobai beschränkt.

Von wesentlichem Vorteil war es für die katholische Mission, daß es

dem Bischof Bataillon Anfang 1852 gelang, dem englischen Consul W. Pritchard, dem Sohne des in Tahiti einst von den Franzosen so schmachlich behandelten Londoner Missionars, ein an Apia anstoßendes, sehr günstig gelegenes größeres Grundstück abzukaufen. Trotzdem aber nun der Bischof selbst über 4 Jahre seine Residenz in Apia aufschlug, war die Zunahme der katholischen Gemeinden nur eine sehr langsame. Wie der Ende 1856 in die Samoamission eingetretene Pater und spätere Bischof Elloy schreibt, waren z. B. auf der Nordküste Savais nach 10 jähriger Arbeit erst 72 Katholiken gewonnen worden. Man versuchte alles Mögliche, um der evangelischen Mission Abbruch zu thun; so gründete man als Konkurrenz institut in unmittelbarer Nähe Maluas die Station Salaimoa, und verwandte einen von seinem evangelischen Glauben abgefallenen ehemaligen Seminaristen von Malua dazu, im Trüben zu fischen. Aber der Erfolg entsprach nicht ihren Erwartungen.

Seitdem im Jahre 1851 Samoa zum besonderen Vikariat erhoben wurde, hatte die Maristenkongregation zahlreiche Arbeitskräfte auf dieses Missionsgebiet entsandt und die 3 auf einander folgenden Samoa-Bischöfe Elloy, Lamaze und Broger, der gegenwärtige Leiter der katholischen Samoa-Mission, haben sich die größte Mühe gegeben, um auf Kosten der evangelischen Missionsgemeinden, die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren. So suchten sie beispielsweise mit dem Bau einer prächtigen Kathedrale in Apia und mit zahlreichen pomphaften Prozessionen die schaulustigen Samoaner zu sich herüberzuziehen; auch zeigten sie sich sehr nachsichtig in Bezug auf die Landes sitten. Kavatrinken, die Teilnahme an heidnischen Tänzen und das Tätowieren war bei den Katholiken, im Gegensatz zu der strengeren evangelischen Mission, bereitwilligst gestattet. Aber trotzdem haben die Maristenpatres nur wenig erreicht. Auch Mataafa sen. ließ sich trotz des Drängens der katholischen Missionare erst im Jahre 1859 von ihnen taufen; sein Sohn Joseph Mataafa, der gegenwärtige Oberhäuptling, hat sich 1865 nach seines Vaters Tode der katholischen Gemeinde angeschlossen; er gilt als einer ihrer tüchtigsten Christen.

Bei einem Personal von 16 europäischen Missionaren, 9 weißen Schwestern, 95 eingeborenen Katechisten und 17 eingeborenen Schwestern hat es die katholische Samoa-Mission bisher nur zu 5000 Christen gebracht. Die Zahl ihrer Stationen im Archipel beläuft sich auf 15, von denen 7 (Apia, Vaea, Leulumoenga, Falefa, Aleipata, Lotofanga, Safata) auf Upolu, 4 (Safotubafai, Lealatele, Safotu, Falealuga) auf Savaii, 2 (Leone und

Pangopango) auf Tutuila und eine auf Manono entfallen. Sehr spät, Ende 1874, hat man katholischerseits auch ein Seminar zur Heranziehung eingeborener Katechisten ins Leben gerufen und zwar in Vaea bei Apia; hier empfangen die verheirateten Seminaristen in einem dreijährigen Kursus eine recht bescheidene geistige Ausrüstung für ihren späteren Beruf als Lehrer und Katechisten.

XVIII. Kapitel.

Licht und Schatten in den samoanischen Christengemeinden.

Wenn wir die 35000 Samoaner ein christliches und zwar der großen Mehrzahl nach ein evangelisches Volk nennen, so ist das nur in dem Sinne zu verstehen, daß sich die Eingeborenen in ihrer Gesamtheit äußerlich zur christlichen Lehre und Gemeinschaft halten. Was die innere Umwandlung der einzelnen christlichen Samoaner und ihre Erneuerung zu wahren Jüngern und Jüngerinnen Christi anlangt, so ist das ein Prozeß, der sich unmöglich in dem kurzen Zeitraum von kaum 7 Jahrzehnten, seitdem die ersten Glaubensboten Samoa berührten, vollziehen kann.

Eine gerechte Beurteilung des samoanischen Christenvolkes wird ebenso wenig die Lichtseiten in dem Wesen der christlichen Samoaner überschätzen, als die Augen vor den mancherlei Gebrechen, mit denen ihr Christentum behaftet ist, verschließen. Was das Lobenswerte in den christlichen Lebensäußerungen der Samoaner anlangt, so stimmen Missionsfreunde und Missionsgegner darin mit einander überein, daß sie an den Samoanern ihren Eifer im Besuch der Gottesdienste und in der Sonntagsheiligung, ihre erstaunliche Bibellektüre — dies gilt natürlich nur von den Evangelischen —, ihr treues Festhalten am Hausgottesdienst, speziell am gemeinsamen Abendgebet in der Familie, und ihre große Opferwilligkeit für kirchliche und Missionszwecke hervorheben. Erhalten doch z. B. die evangelischen Gemeinden Samoas nicht nur ihre eingeborenen Geistlichen und kommen für ihre kirchlichen Bedürfnisse, was Bauten und so weiter anlangt, selber auf, sondern stellen auch in den jährlichen großen Missionsversammlungen („Mo“ genannt) den beiden evangelischen Missionsgesellschaften, deren Sendboten unter ihnen arbeiten, beträchtliche Missionsgaben zur Weiterführung des Missionswerkes zur Verfügung. Im letzten Jahrzehnt haben diese Missionsgaben der evangelischen Samoaner durchschnittlich jährlich 30000 Mark, also 1 Mark auf den Kopf betragen. Die Opfer an Geld und Naturalleistungen für kirchliche und

Missionszwecke fallen um so mehr ins Gewicht, als der Samoaner von Natur nicht gerade ein Freund anstrengender und anhaltender Arbeit ist.

Seitdem in den letzten Jahrzehnten die Beziehungen zwischen Deutschland und Samoa einen so lebhaften Charakter angenommen haben, ist es kein Wunder, daß bei der Besprechung samoanischer Angelegenheiten in der deutschen Litteratur und Presse dann und wann auch der Wirksamkeit und der Erfolge der dort arbeitenden Missionare gedacht worden ist und unter anderem auch sehr scharfe und absprechende Urtheile über die Qualität des samoanischen Christentums an die Öffentlichkeit gedrungen sind. Es sind besonders drei Kritiker, welche über dem Wirken und den Erfolgen der Missionare — in erster Linie der evangelischen — in Samoa zu Gericht geseßen haben: Ehlers, von Bülow und Dr. Reinecke. Von des Erstgenannten Angriffen sehen wir hier ab, da er nicht mehr unter den Lebenden weilt und sich seiner Zeit auch nur als Tourist kurze Zeit in Samoa aufgehalten hat. Was die andern beiden Samoakenner anbetrifft, so hat von Bülow in der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“ (Jahrgang XVIII, Heft 10—12) eine Artikelserie „Das Christentum in Samoa“ und in der „Deutschen Kolonialzeitung“ (1899, Nr. 7, S. 57/58) einen Exkurs „Sind die Samoaner bildungsfähig“ veröffentlicht, während Dr. Reinecke in dem Artikel „Samoa“ in der „Deutschen Kolonialzeitung“ (1899, Nr. 19, S. 160—161, 165—168) zu Worte gekommen ist.

Wir scheiden hier zunächst diejenigen Vorwürfe der beiden Kritiker aus, die sich gegen Dinge wenden, die in Wirklichkeit gar nicht existieren, und bemerken von vornherein, daß Dr. Reinecke bei weitem der vornehmere unter den beiden Missionsgegnern ist. Man sollte es nach den vielen Widerlegungen aus sachkundigen, unparteiischen Federn nicht für möglich halten, daß die alten Anklagen gegen die Londoner und auch gegen die Wesleyanisch-Methodistische Missionsgesellschaft, denen zufolge deren Sendboten in der Südsee zu ihrer persönlichen Bereicherung Handelsgeschäfte treiben und zugleich als politische Agenten für England thätig wären, immer wieder in der Presse auftauchen. Von Bülow bringt derartige Verleumdungen in der gröblichsten Form zum Ausdruck, während Dr. Reinecke sich immer noch zu dem bedenklichen Diktum versteigt: „Der englische Missionar ist überall, mit wenigen Ausnahmen, zuerst Handelspolitiker und in zweiter Reihe, oft sehr mangelhaft, Priester des Christentums.“

Fragt man nach einem bestimmten Falle, in welchem sich Missionsarbeiter jener beiden Gesellschaften derartiger Ausschreitungen schuldig ge-

macht haben sollen, so verstummen regelmäßig derartige Kritiker. Das eine Beispiel, welches Dr. Reinecke (a. a. O., S. 167) anführt, wonach ein paar halblütige Samoaner, die „in der Londoner Mission zu Apia erzogen und als Teachers (Lehrer) entlassen“ sein sollen, in Sataua auf der Nordwestküste Savaiis einen schwunghaften Koprahandel trieben, ermangelt jeglicher Beweisraft, da jene Brüder gar kein Amt im Dienste der Londoner Mission bekleiden. Selbstverständlich kann die Missionsgesellschaft keinem ihrer einfachen Gemeinbeglieder verwehren, sich den Lebensunterhalt auf ehrliche Weise durch Handel zu erwerben. Sollte dagegen ein eingeborener Geistlicher oder Lehrer der beiden evangelischen Missionsgesellschaften als Nebenberuf irgend ein Gewinn bringendes Geschäft betreiben, so würde er sofort seines Amtes seitens seiner Vorgesetzten enthoben und in Kirchenzucht genommen. Die regelmäßige Wiederkehr derartiger ungereimter Beschuldigungen läßt sich unseres Erachtens nur dadurch erklären, daß katholische Missionare es in ihrem Interesse finden, solche Räubergeschichten durch gutmütige „Protestanten“ immer wieder einem leichtgläubigen Leserkreise vor die Augen zu bringen.

Ein ernsteres Angesicht haben die Vorwürfe, welche beide Kritiker an die Adresse der auf Samoa thätigen Missionsgesellschaften richten, daß die Belehrung der Samoaner als mißlungen angesehen werden müsse. Sie weisen zum Belege dessen — von Bülow thut dies in besonders detaillierter Weise — auf eine Menge heidnischer Unsitten und Gebräuche hin, die auch unter den christlichen Samoanern nicht ausgerottet wären. Wenn wir von diesen Vorwürfen das in Abzug bringen, was sich von vornherein als stark übertriebene Generalisierung herausstellt — wie z. B. von Bülows Behauptung, daß alle christlichen Samoaner noch an dem Aitu(Geister)-Glauben festhielten —, so bestätigen die übrigen Gravamina, um deren Willen man die Christianisierung jenes Volkes als verfehlt hinstellt, weiter nichts als die allen Geschichtskundigen längst bekannte Erfahrung, daß es auch nach der äußeren Christianisierung eines Volkes noch einer langen Zeit und unausgesetzter Arbeit bedarf, ehe die alten heidnischen Anschauungen und Unsitten verschwinden; vollständig wird es bei keinem Volke geschehen; das lehrt das Beispiel der christlichen Kulturvölker Europas zur Genüge.

Die evangelischen Samoa-Missionare haben selbst zu wiederholten Malen in ihren Berichten ausdrücklich darauf hingewiesen, daß z. B. die Heilighaltung der Ehe und die Kindererziehung in ihren Gemeinden viel zu wünschen übrig lasse und daß ihre eingeborenen Geistlichen noch mannhafter

gegen derartige Sünden und Ausschreitungen auftreten könnten. Auch ist es eine elementare Forderung der Gerechtigkeit bei der Beurteilung des Standes der Christengemeinden Samoas, daß man die mancherlei Hemmnisse und Schwierigkeiten mit in Betracht zieht, welche sich der Arbeit der Missionare in den Weg gestellt und eine ruhige, naturgemäße Entwicklung der Missionsarbeit gehindert haben.

Ein solches Hemmnis war bisher die unselige Gespaltenheit des Volkes in politischer Beziehung und die daraus hervorgehende gegenseitige Befehdung. Zerfällt doch das kleine Inselreich in nicht weniger als 10 von einander unabhängige Distrikte, die sich gewöhnlich in zwei einander bekämpfende feindliche Heerlager gruppierten. Als dann später die den Samoanern ursprünglich fremde Königswürde eingeführt wurde, und vor allem seitdem die drei mit einander rivalisierenden Großmächte Deutschland, England und Amerika, von denen unser Vaterland seit dem Aufblühen des deutschen Handels durch die Hamburger Firma Godeffroy und deren Nachfolgerin, die „deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln“, am meisten an den Geschicken Samoas interessiert ist, sich mit den Angelegenheiten des Archipels befaßt und die wechselnden Schattenkönige Malietoa, Laupapa, Tamasese sen. und jun., Mataafa und Malietoa Tanu gegeneinander ausgespielt haben, hat das unglückliche Land nicht zur Ruhe kommen können. Daß unter solchen Umständen, besonders in den Zeiten des Krieges, von denen der letzte die meiste Verbitterung bei den Eingeborenen hervorgerufen hat, das christliche Gemeindeglied schweren Schaden leiden mußte, ja daß zeitweilig das alte Heidentum mit seinen Greueln und Ausschweifungen sich offen wieder ans Tageslicht wagte, kann nicht Wunder nehmen. Der Londoner Missionar Clarke schreibt z. B. in Bezug auf die Folgen des vorletzten Krieges: „Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, den verderblichen Einfluß, den ein solcher Krieg auf die Samoaner ausübt, mit der nötigen Schärfe zu schildern. Heidenische Gebräuche und Laster, die bisher bei dem jungen Geschlecht unerhört waren, sind wieder aufgelebt und werden mit der größten Schamlosigkeit betrieben. Einer, in Gegenwart einer großen Anzahl, abgehaltenen Besichtigung von Kriegern Mataafas folgten zum Schluß Bestialitäten, die zu widerlich sind, als daß man sie näher beschreiben könnte. Jetzt, wo die Truppen entlassen sind und die jungen Krieger in die Heimat zurückkehren, werden die im Feldlager geübten Unsitlichkeiten ihren Einzug in die Dörfer halten. Das geistliche und moralische Leben Samoas hat einen Schlag erlitten, von dem es sich erst nach Jahren wieder erholen wird. Auch die Geistlichen sind

samt ihren Gemeinden in die wechselnden Geschehnisse des Krieges hineinverflochten worden, und befinden sich nun, nachdem der Kampf vorüber ist, in der entmutigendsten Lage. Die Kirchen liegen fast alle in Trümmern, einige infolge des Sturmes; andere sind im Kriege eingeäschert worden. In den Schulen fehlen die kräftigen Jünglinge, welche bisher beim Bauen und Dachdecken hilfsreiche Hand anlegten. Die Nahrungsmittel sind rar, die Leute sind infolge des Ankaufs von Feuerwaffen und Proviant stark verschuldet, und für die nächsten 9 Monate ist keine Aussicht auf eine Kopraernte. Was aber das Schlimmste ist, die Dorfschaften sind untereinander verfeindet. Obgleich der Krieg vorüber ist, so üben doch Parteilichkeit und Eifersucht einen trennenden Einfluß auf die Kirchengemeinden aus, und trotz aller Missionsarbeit will die Blutrache auf Samoa nicht aussterben.“

Bei all den bellagenswürdigen Folgen, welche die in Samoa so häufig wiederkehrenden Kämpfe auf das Volksleben nach sich ziehen, darf man übrigens doch nicht vergessen, daß die Kriegsführung, verglichen mit der heidnischen Zeit, milder geworden ist und daß sich keine der kämpfenden Parteien bisher an den Personen der Missionare oder an ihren Stationen thätlich vergrißen hat. Erst im letzten Kriege ist der Ausnahmefall zu verzeichnen, daß eine Abteilung der Krieger Mataafas das Londoner Töchterinstitut Papauta bei Apia geplündert hat.

Ein anderer Umstand, der demoralisierend auf die Entwicklung der Christengemeinden Samoas eingewirkt hat, ist das unsittliche Beispiel, welches so mancher der im Archipel ansässigen oder vorübergehend anwesenden Weißen gegeben hat und noch giebt. Ein starker Prozentsatz derselben lebt mit Samoanerinnen in willkürlicher Ehe, und die aus solchen losen Verbindungen hervorgegangene, an Zahl nicht unbedeutende Mischlingsbevölkerung übt nicht immer einen vorteilhaften Einfluß auf die Vollblut-samoaner aus. Auf das Schulkonto eines Teiles der weißen Händler entfallen auch die Verheerungen, welche seit einem Jahrzehnt die Trunksucht unter gewissen Kreisen der samoanischen Bevölkerung anrichtet. Zum Ruhme unserer deutschen in Samoa angesiedelten Landsleute sei übrigens hier hervor gehoben, daß sich dieselben an dem Import von Spirituosen und Schusswaffen nicht beteiligen. Auch haben wir unter den Deutschen eine Anzahl Männer, die in christlicher Ehe mit Eingeborenen leben und durch ihr ganzes Verhalten einen sittigenden Einfluß auf ihre samoanische Umgebung ausüben.

Wie nüchtern die evangelischen Missionare selbst über die Licht- und Schattenseiten der Samoaner Christengemeinden urteilen, beweist die folgende

Stelle des Visitationsberichtes, den vor 11 Jahren eine nach Samoa entsandte Kommission der Londoner Missionsgesellschaft abstattete. Es heißt dort: „Indem wir unsern Bericht zum Abschluß bringen, fühlen wir uns verpflichtet, das Urtheil, das wir uns über die Qualität des Samoaner Christentums gebildet haben, der Öffentlichkeit zu unterbreiten Die Samoaner sind seit mehr als 50 Jahren dem Namen nach Christen. Dieser Zeitraum ist lang genug gewesen, um eine große Umwandlung zu bewirken; aber wir dürfen in unseren Forderungen nicht unvernünftig sein. Es ist ungereimt, bei einem Volke, das so tief gesunken war, die Ausprägung eines außergewöhnlich heiligen Lebens zu erwarten, oder sich über die Samoaner zu beklagen, weil sie keine hervorragenden Tugendhelden und über die gröberen Formen des Lasters nicht erhaben sind. Wir stehen nicht an, zu erklären, daß eine sehr große Umwandlung stattgefunden hat, genau so groß, als wir zu erwarten berechtigt sind. Wir sind mit großen Scharen eingeborener Christen zusammengetroffen und haben Ansprachen an dieselben gehalten. Wir haben mit mehr als 200 eingeborenen Pastoren eine Konferenz abgehalten. Wir haben im Seminar zu Malua Versammlungen beigewohnt, bei denen mehr als hundert Seminaristen zugegen waren. Wir haben manch ruhige Aussprache mit einzelnen Samoanern gehabt. Wir haben bei Missionaren und fremden Anstieblern Umfrage betreffs unserer Bekehrten gehalten, und so können wir denn ohne Zögern versichern, daß ein großes und unzweifelhaft christliches Werk vollbracht worden ist, für welches die Förderer der Londoner Missionsgesellschaft sehr dankbar sein können. Die Samoaner Christen haben ihre besonderen Volksünden und nationalen Schwächen noch nicht überwunden, aber die Intensität der neuen christlichen Triebkräfte macht sich bemerkbar und die göttlichen Wahrheiten des Evangeliums wirken durch einen sicher verlaufenden Prozeß umgestaltend auf den Charakter des Volkes. Die Möglichkeit ist uns nicht unbekannt, über das Heidentum ein christliches Gewand zu breiten, ohne daß das alte heidnische Herz umgewandelt oder die heidnische Natur ausgetilgt wird. Wir sind überzeugt, daß in Samoa mehr als das geschehen ist. Die heidnische Natur ist in vielen Fällen durch christliche Gesinnung überwunden worden und diese Überwindung hat so rasche Fortschritte gemacht, als die äußeren Verhältnisse, unter denen dieses Volk lebt, gestatten. Wir ziehen der Macht des Geistes keine Schranken, aber wir vergessen nicht, daß auch die, welche offenbar von dem Wirken des heiligen Geistes ergriffen sind, den Einflüssen menschlicher Umgebung noch nicht entrückt sind.“

Ein Hindernis für den geistlichen Fortschritt des samoanischen Volkes liegt in dem Einflusse einer gewissen Klasse von Fremden, welche sich auf den Inseln niedergelassen haben. Wir erkennen mit Freuden die Thatsache an, daß es hierbei ehrenvolle Ausnahmen giebt; aber unser Bericht würde der Vollständigkeit entbehren, wenn wir nicht auf das fremde Element hinwiesen, welches in vielen Fällen ein ausgesprochenes Hemmnis für das christliche Leben der eingeborenen Gemeinden bildet.

Ein anderes Hindernis lag und liegt noch in dem Fehlen eines bürgerlichen und Strafgesetzbuches. Es hat nicht an vielfachen Versuchen gefehlt, eine für den ganzen Archipel gleichförmige Gesetzgebung behufs der Bestrafung aller Verfehlungen gegen gute Sitte und Ordnung zu schaffen; aber der Mangel an einer starken Centralgewalt hat die wirksame Ausführung solcher Versuche verhindert, und obgleich vor kurzem neue Gesetze proklamiert worden sind, sind sie doch nicht umfassend genug, um schwere Vergehen gegen die menschliche Gesellschaft zu ahnden. Die Arbeit der Mission hat zwar eine öffentliche Meinung ins Leben gerufen; aber der Einfluß derselben zeitigt hier natürlich wesentlich langsamer befriedigende Resultate, als in solchen Ländern, wo das Verbrechen durch den Arm der Gesetzgebung niedergehalten wird. So gesund auch das Samoaner Christenleben in einzelnen Fällen sein mag, so ist das Volk an sich doch noch nicht gefestigt genug, um sich selber ein Gesetz zu sein. Wir haben bisher noch von keinem Volke in der alten Christenheit gehört, das reif genug wäre, um des Schutzes bürgerlicher und krimineller Gesetzgebung entraten zu können.

Trotz aller fremden Einflüsse, ist eine christliche Gemeinde auf den Tropeninseln Samoas gesammelt worden und in dieser mit der Schrift wohlvertrauten Gemeinde finden sich viele treue und liebevolle Jünger Jesu Christi. Das junge Volk in Samoa ist in der Bibel besser bewandert als die durchschnittlichen Sonntagschüler in England, und die Vertrautheit des Samoaners mit der Bibel hat in sehr vielen Fällen sein Herz erneuert und das alte heidnische Leben auf das Niveau einer bewußten Gemeinschaft mit Gott erhoben. Wir haben die eingeborenen Pastoren erwähnt. Es kann nicht leicht zu viel zum Ruhme der treuen Christenarbeit gesagt werden, welche viele von ihnen vollbringen. Sie sind gute Prediger und, was noch mehr wert ist, gar manche unter ihnen sind brave Männer, vor deren christlichem Charakter man Respekt haben muß. Wir sind reich befriedigt von alledem, was wir in Samoa gesehen und was wir von der interessanten Arbeit gehört haben, welche von samoanischen Lehrern auf den im Nordwesten gelegenen Außenstationen der Gruppe betrieben wird.“

Eine neue Ära bricht für Samoa am Ausgange dieses Jahrhunderts an. Dem lange andauernden geflohenen Zustand, und der unter der unglückseligen Schutzherrschaft der drei Großmächte eher schlimmer als besser geworden war, wird nun zu guter Letzt durch friedliche Vereinbarung der beteiligten Regierungen ein Ende gemacht. Deutschland, das so viel Opfer an Gut und Blut für Samoa gebracht hat, gelangt endlich in den Besitz zwar nicht des ganzen Inselreiches, aber doch wenigstens des bedeutendsten Theiles des Archipels, der Inseln Upolu und Savaii und der kleinen Eilande in deren unmittelbarer Nachbarschaft, während Tutuila und die Manuagruppe den Vereinigten Staaten zufallen. Es wird ja in Zukunft für die Mission mit mancherlei Unbequemlichkeiten verknüpft sein, daß nicht ein und dieselbe Macht im ganzen Archipel gebietet. Aber es bleibt doch ein großer Gewinn, daß fortan die Anarchie geordneten Zuständen Platz machen und ein festes Regiment den schwer heimgesuchten Inseln den schmerzlich vermischten Frieden bringen wird. Wir haben mit unserm Anteil an Samoa ungefähr 29000 Eingeborene überkommen, von denen 25000 der evangelischen und 4000 der katholischen Kirche angehören mögen. Wenn wir unparteiischen Männern, die die Verhältnisse an Ort und Stelle lange Jahre hindurch verfolgt haben, Glauben schenken dürfen, waren die Sympathieen der eingeborenen Bevölkerung mehr einer Oberherrschaft Englands zugewandt. Es darf und kann uns das nicht wundern, da das Volk zum weitaus größten Theile die Segnungen christlicher Kultur englischen Glaubensboten verdankt. Unsere deutsche Regierung wird daher weise daran thun und zugleich in ihrem eigensten, wohlverstandenen Interesse handeln, wenn sie der evangelischen Mission gerechte Würdigung und wohlwollende Förderung zu teil werden läßt. Hat doch erst durch die selbstlose, unermüdlige Arbeit der evangelischen Missionare Samoa für uns den Wert gewonnen, den es thatsächlich hat.

Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß es in nächster Zukunft nicht an Versuchen fehlen wird, die öffentliche Meinung in Deutschland gegen die auf Samoa wirkenden englischen evangelischen Missionare einzunehmen. Auf der einen Seite sind es Kolonisten vom Schlage eines Herrn von Bülow, die für die Arbeit und die Triebkräfte der evangelischen Mission nicht das geringste Verständnis haben und das Ammenmärchen von den politischen Umtrieben der englischen Missionare bis zum Überdruß verbreiten. So hat man auch bei Gelegenheit der letzten Kämpfe die ungereimte Behauptung aufgestellt, als arbeiteten die evangelischen Missionare auf den Sieg Malietoa Tanu'u und damit auf das Übergewicht englischer Vorherrschaft hin, während

sie thatsächlich die strengste Neutralität beobachtet und z. B. während der blutigen Kämpfe in ihrem im Seminar zu Malua improvisierten Feldlazaret hauptsächlich Verwundete aus dem Heere ihres vermeintlichen Gegners Mataafa gepflegt haben. Waren ja doch auch unter den Fahnen Mataafras trotz dessen Zugehörigkeit zur katholischen Kirche mehr Evangelische als im Heerlager Tanus.

Andererseits wird die katholische Maristenmission trotz ihrer ausgesprochen französischen Sympathieen — das ganze Personal besteht aus Franzosen oder Belgiern — nicht verfehlen, eine gewaltige Schwentung zu unternehmen und unter dem Schein der Förderung deutscher Interessen den von Deutsch-China her noch so wohlbekannten Versuch machen, die Macht des Deutschen Reiches zur Erreichung ihrer eigenen selbstsüchtigen Zwecke in Anspruch zu nehmen.

Möge dem von Gott im Äußeren so reich gesegneten Inselreiche unter der Herrschaft des deutschen Aares und unter dem Schutze des Sternenhanners eine Zeit friedlicher Entwicklung und fröhlicher Aufblühen nach schweren Plagen beschieden sein.



